GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Intersektionale Sozialforschung

Ganz, Kathrin; Hausotter, Jette

2020

https://doi.org/10.25595/1954

Veröffentlichungsversion / published version
Buch / book

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Ganz, Kathrin; Hausotter, Jette: *Intersektionale Sozialforschung*. Bielefeld: transcript, 2020. DOI: https://doi.org/10.25595/1954.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.14361/9783839445143

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

KATHRIN GANZ, JETTE HAUSOTTER

INTERSEKTIONALE SOZIALFORSCHUNG

[transcript] Sozialtheorie

Kathrin Ganz, Jette Hausotter
Intersektionale Sozialforschung

Sozialtheorie

Kathrin Ganz (Dr. rer. pol) promovierte an der TU Hamburg zum politischen Diskurs der Netzbewegung und beschäftigt sich mit Intersektionalität, Digitalisierung und Open Access.
Jette Hausotter (Dr. rer. pol.) beschäftigt sich mit Care-Arbeit und sozialer Ungleichheit sowie Gleichstellung und Antidiskriminierung. Sie promovierte an der TU Hamburg mit einer intersektionalen Studie über die Lebensführung von Ingenieur_innen.

Kathrin Ganz, Jette Hausotter

Intersektionale Sozialforschung

[transcript]

Die Publikation wurde ermöglicht durch eine Ko-Finanzierung für Open-Access-Monografien und -Sammelbände der Freien Universität Berlin.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de)
Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2020 im transcript Verlag, Bielefeld
© Kathrin Ganz, Jette Hausotter

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Lektorat: Ulf Heidel
Satz: Mark-Sebastian Schneider, Bielefeld
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
Print-ISBN 978-3-8376-4514-9
PDF-ISBN 978-3-8394-4514-3
https://doi.org/10.14361/9783839445143

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.
Besuchen Sie uns im Internet: *https://www.transcript-verlag.de*
Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter
www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Vorwort
Gabriele Winkler und Nina Degele 7

Einleitung 9

1. Theorie: Der Intersektionale Mehrebenenansatz 15
1.1 Intersektionalität 16
1.2 Feministisch-materialistische Gesellschaftstheorie 25
1.3 Herrschaftsverhältnisse im Kapitalismus 31
1.4 Subjektorientierte Forschung 38

2. Methodologie: Die Intersektionale Mehrebenenanalyse 47
2.1 Der Forschungsprozess im Überblick 48
2.2 Zeitlicher Rahmen 52
2.3 Den eigenen Zugang klären 57
2.3.1 Erkenntnisinteresse 57
2.3.2 Fragestellung(en) 59
2.3.3 Feldzugang 62
2.4 Daten erheben 65
2.4.1 Interviewformen 66
2.4.2 Interviewfragen und Leitfaden 67
2.4.3 Reifizierungen vermeiden 69
2.4.4 Sample 72
2.4.5 Transkription und Memos 76
2.4.6 Sind Gruppendiskussionen geeignet? 77

2.5 Subjektkonstruktionen herausarbeiten 78
2.5.1 Kodieren nach den drei Ebenen 79
2.5.2 Subjektkonstruktionen formulieren 89
2.6 Subjektkonstruktionen validieren 98
2.7 Subjektkonstruktionen verallgemeinern 101
2.7.1 Induktive Typenbildung 102
2.7.2 Deduktive Verdichtung 105
2.7.3 Vergleichende Analyse von Einzelfällen 106
2.8 Soziale Strukturen
und symbolische Repräsentationen vertiefen 107
2.9 Gesellschaftliche Positionierungen
und Handlungsfähigkeit analysieren 115

3. Partizipative Forschung 119
3.1 Methodologische Prämissen 121
3.2 Konzeption eines partizipativen Forschungsprojektes 124
3.3 Gemeinsame Datenerhebung und Auswertung 129
3.4 Transfer und Transformation: Erweiterte Handlungsfähigkeit 135
3.5 Macht und Ressourcen im Wissenschaftssystem 137

Literatur 141
Abbildungen 153
Tabellen 153

Vorwort

Gabriele Winker und Nina Degele

Das Anliegen, durch empirische Sozialforschung Ungleichheitsverhältnisse und Diskriminierung nicht nur zu benennen, sondern einen Beitrag zu ihrer Überwindung zu leisten, ist nicht neu. Das Interesse an intersektionalen theoretischen Konzepten und insbesondere auch an empirischen Methoden hat in den letzten Jahren jedoch deutlich zugenommen. Immer mehr Studierende und Wissenschaftler*innen stellen sich der Herausforderung, Forschungsprojekte so anzulegen, dass sie die Komplexität von gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen erfassen. Das hier vorliegende Buch zur intersektionalen Sozialforschung von Kathrin Ganz und Jette Hausotter wird es ihnen erleichtern, einen Zugang zu intersektionaler empirischer Forschung zu finden und eigene Forschungsprojekte umzusetzen.

Als Autorinnen des ebenfalls im transcript Verlag erschienenen Buches »Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten« haben wir vor zehn Jahren einen Vorschlag unterbreitet, wie die in der Praxis erlebbaren Vielschichtigkeiten und Widersprüchlichkeiten von klassistischen, sexistischen, rassistischen und bodyistischen Diskriminierungen theoretisch zu analysieren und empirisch zu erforschen sind. Dafür hat sich unser Intersektionaler Mehrebenenansatz bewährt, mit dem wir die beim Entstehen dieses Buchs noch recht polarisierte Diskussion zwischen materialistischen und poststrukturalistischen Gesellschaftsanalysen zusammengeführt haben. Indem wir die sich daraus ergebenden sozialstrukturellen und repräsentationslogischen Perspektiven auf das heute in allen sozialen Beziehungen wirksame kapitalistische System bezogen, wurde es möglich, nicht

nur unterschiedliche Wechselwirkungen von Differenzkategorien und deren Verwobenheit mit Dominanz und Unterdrückung sichtbar zu machen, sondern daraus auch Handlungsperspektiven zu entwickeln.

Diesen Intersektionalen Mehrebenenansatz, dessen Tauglichkeit wir bereits in der Entstehungsphase mit Studierenden in Freiburg und Hamburg empirisch überprüften, haben wir in der Folge zwar in eigenen Forschungsprojekten angewendet und dazu auch in Hamburg jährlich Forschungswerkstätten durchgeführt. Unsere Erfahrungen und die aus ihnen resultierenden Weiterentwicklungen haben wir jedoch kaum veröffentlicht. Ausnahme ist ein Aufsatz von Gabriele Winker aus dem Jahr 2012, in dem sie die Verbindung mit der subjektwissenschaftlichen Praxisforschung vertiefend behandelt und die Wichtigkeit von Subjektkonstruktionen hervorhebt. Darüber hinaus hat Nina Degele in ihrem Buch »Fußball verbindet – durch Ausgrenzung« im Jahr 2013 aufgezeigt, wie Gruppendiskussionen intersektional ausgewertet werden können.

Hiervon abgesehen lässt sich das in konkreten Forschungsfeldern erarbeitete und weiterentwickelte Instrumentarium, das für eine handlungsorientierte Sozialforschung und Praxis genutzt werden kann, bisher nur in den jeweiligen Forschungsberichten und Dissertationen finden. Daher freut es uns sehr, dass sich Kathrin Ganz und Jette Hausotter, die selbst federführend über mehrere Jahre die genannten Forschungswerkstätten mit angeleitet haben, die bisherigen Erkenntnisse jetzt zusammenführen. Das vorliegende Buch schließt an unseren Intersektionalen Mehrebenenansatz an und vermittelt gleichzeitig zum ersten Mal das über zehn Jahre gesammelte Erfahrungswissen in einer verdichteten und strukturierten Form.

Einleitung

Intersektionale Sozialforschung ist der Versuch, empirische Analysen so zu gestalten, dass sie der Verwobenheit gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse gerecht werden. Dass dieses Anliegen von vielen Forschenden geteilt wird, durften wir in verschiedenen Forschungswerkstätten und einem regelmäßigen Kolloquium zum Intersektionalen Mehrebenenansatz erleben. Über mehrere Jahre trafen wir dort auf engagierte Wissenschaftler*innen aus unterschiedlichen Forschungsgebieten, die Fragestellungen von gesellschaftlicher und politischer Relevanz empirisch untersucht haben. Die Teilnehmenden stellten ihre Forschungsprojekte, Dissertationen und Abschlussarbeiten aus ganz unterschiedlichen Bereichen vor. Viele der untersuchten Fragen galten den Bedingungen und Handlungsmöglichkeiten in der Pflege- und Sorgearbeit oder in Teilbereichen der Sozialen Arbeit. Andere interessierten sich für Grenzregime, antimuslimischen Rassismus oder nationale Minderheiten. Auch Forschungsfragen zu Ernährung, Klimawandel oder Medienwelten fanden ihren Raum. Ungeachtet dieser thematischen Vielfalt fanden wir in den Diskussionen immer wieder zu gemeinsamen Anliegen zurück: Wie schaffe ich es, unterschiedliche soziale Positionierungen durch die Forschung sichtbar zu machen? Wie hängen die Identitätskonstruktionen im Forschungsfeld mit diskriminierenden gesellschaftlichen Diskursen zusammen? Kann ich empirisch zeigen, wie sich soziale Strukturen auf das Leben von Menschen auswirken? Kann meine Forschung auch einen Beitrag für politische Veränderung leisten?

Begrifflich ist Intersektionalität eine Metapher für die Überkreuzungen unterschiedlicher Formen von Diskriminierung und sozialer Ungleichheit (Crenshaw 1989). Intersektionale Sozialforschung bezieht sich, so wie dies auch viele gegenwärtige soziale Bewegungen tun, auf eine intellektuelle und bewegungspolitische Geschichte der Verknüpfung von Antirassismus und Feminismus zu einer mehrdimensionalen Herrschaftsanalyse. Gerade die Frage der individuellen und kollektiven Handlungsmöglichkeiten für emanzipatorische Gesellschaftsveränderung treibt viele um, die intersektional forschen. Denn Intersektionalität ist nicht nur ein Thema für Theorie und Sozialforschung, sondern durchzieht zentrale politische Fragen unserer Zeit. Es erfordert eine intersektionale Perspektive, um zu verstehen, wie es rechte Bewegungen aktuell schaffen, sich als Interessenvertretung der Prekarisierten zu positionieren, in dem sie rassistische, nationalistische, völkische und patriarchale Ressentiments mobilisieren. Und auch die Frage, wie demgegenüber eine »linke Identitätspolitik« (Susemichel/Kastner 2018) gelingen kann, welche die Pluralität von Kämpfen um Emanzipation zum Ausgangspunkt solidarischer, verbindender und über den Kapitalismus hinausweisender Politiken macht, ist eine Frage nach intersektionalen Bündnissen. Seit dem letzten Jahrzehnt finden weltweit große und kraftvolle feministische und antirassistische Mobilisierungen statt: Women's Marches, Frauen*streiks, #MeToo, Ni una menos, die Care-Bewegung, Black Lives Matter und #MeTwo. Diese Bewegungen sind lokal, in konkreten Auseinandersetzungen verortet und überregional oder transnational vernetzt. Feminismen werden darin als Forderungen nach Selbstbestimmung und sozialer Gerechtigkeit artikuliert und sind gegen Sexismus, Diskriminierung, patriarchale Gewalt, Rassismus, Marginalisierung und Prekarisierung gerichtet. Ihr Umgang mit Differenzen als Ausgangspunkte von solidarischen Bündnissen macht sie zu intersektionalen Bewegungen.

In diesem Buch geht es um Intersektionalität als einen Ansatz für eine kritische Sozialforschung, die den Kapitalismus als Gesellschaftssystem betrachtet und die verschiedenen darin wirkenden Herrschaftsverhältnisse sowohl in ihrer Verwobenheit mit dem Kapi-

talismus als auch in ihrer relativen Eigenständigkeit und historischen Spezifik untersucht. Das vorliegende Buch stellt mit dem *Intersektionalen Mehrebenenansatz* von Gabriele Winker und Nina Degele (Degele/Winker 2008; Winker/Degele 2009, 2011; Winker 2012) einen spezifischen Vorschlag für die Umsetzung intersektionaler Sozialforschung vor. Der Ansatz und das darauf aufbauende methodische Vorgehen, das wir als *Intersektionale Mehrebenenanalyse* bezeichnen, lassen sich für die Untersuchung von vielfältigen Fragestellungen zu mehrdimensionalen Herrschaftsverhältnissen, sozialer Ungleichheit und Diskriminierung in kapitalistischen Gesellschaften einsetzen. Dabei werden die Wechselwirkungen zwischen sozialen Strukturen, symbolischen Repräsentationen und Identitätskonstruktionen in den Blick genommen. Es wird danach gefragt, wie Menschen in der sozialen Praxis soziale Ungleichheitsverhältnisse – in kapitalistischen Gesellschaften sind dies nach Winker und Degele Klassismen, Heteronormativismen, Rassismen und Bodyismen – aufrechterhalten, mitgestalten oder überwinden. Damit soll ein Beitrag zu einer emanzipatorischen Erweiterung der Handlungsfähigkeit von Individuen und kollektiven Akteur*innen geleistet werden.

Seit dem Erscheinen von »Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheit« (Winker/Degele 2009) wurden die konkreten methodischen Vorschläge von Winker und Degele in verschiedenen Forschungsprojekten – überwiegend im deutschsprachigen Raum – umgesetzt und weiterentwickelt. In einige dieser Vorhaben erhielten wir Einblicke im Rahmen der genannten Forschungswerkstätten und Kolloquien. Die daraus gewonnenen Erfahrungen und Erkenntnisse werden im vorliegenden Buch erstmals systematisch vorgestellt, um Interessierten Hilfestellungen und Anregungen für die Anwendung der Intersektionalen Mehrebenenanalyse zu geben. Der Intersektionale Mehrebenenansatz ermöglicht eine empirische Sozialforschung, in der die Analyse von Heteronormativismen, Rassismen, Klassismen und Bodyismen ein integraler Bestandteil von Kapitalismuskritik ist. Wir sind davon überzeugt, dass eine solche integrierte Analyse für

eine Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse notwendig ist und eine Grundlage für solidarische Koalitionen darstellen kann.

Das erste Kapitel führt in die theoretischen Grundlagen des Intersektionalen Mehrebenenansatzes ein. Wir wählen dabei eine möglichst knappe Darstellung, für die wir uns von der Frage leiten lassen, welche theoretischen Grundlagen die Lesenden kennen müssen, um den Ansatz sowohl innerhalb der Intersektionalitätsdebatte als auch innerhalb der Vielfalt der Ansätze der empirischen Sozialforschung einordnen zu können. Das im Text vermittelte Verständnis der theoretischen Grundlagen soll es den Leser*innen ermöglichen, den praktischen methodischen Teil zu verstehen. Es ersetzt selbstverständlich nicht die intensive Beschäftigung mit der umfangreichen Literatur zu Intersektionalität.

Im zweiten Kapitel geht es darum, wie eine Intersektionale Mehrebenenanalyse durchgeführt wird. Wir beginnen dafür beim Erkenntnisinteresse und der Formulierung einer geeigneten Forschungsfrage, behandeln das Thema Datenerhebung und stellen vor, wie die Intersektionale Mehrebenenanalyse bei der Auswertung von Interviews vorgeht. Dabei wird deutlich, was eine Mehrebenenanalyse ausmacht und welche Bedeutung die intersektionalen Wechselwirkungen zwischen Herrschaftsverhältnissen für die Analyse haben.

Das dritte Kapitel beschäftigt sich schließlich mit partizipativer Forschung. Mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse werden nicht nur soziale Praktiken untersucht, sondern die gewonnenen Erkenntnisse sollen zur Erweiterung von Handlungsmöglichkeiten beitragen. Dies gelingt am besten, wenn die Menschen, um die es geht, möglichst weitgehend an der Forschung teilhaben. Die Möglichkeiten, dieses Anliegen in die Tat umzusetzen, werden von wissenschaftsimmanenten Handlungszwängen begrenzt. Wir geben deshalb neben grundsätzlichen Hinweisen auch pragmatische Empfehlungen, wie die Überlegungen der Praxisforschung in Forschungsvorhaben einfließen können.

Der Ausgangspunkt für unsere Arbeit an diesem Buch war der intensive Austausch in den oben genannten Forschungswerkstätten, die

wir mit Gabriele Winker und Kathrin Schrader über mehrere Jahre in Hamburg veranstaltet haben, sowie im Kolloquium der Arbeitsgruppe Arbeit–Gender–Technik an der Technische Universität Hamburg. Sehr oft waren wir begeistert und inspiriert, wie dort Intersektionalität, feministisch-marxistische Gesellschaftstheorien, praxeologische Soziologie, Poststrukturalismus und Queer-Feminismus auf solidarische und gewinnbringende Weise zusammengebracht wurden. Die Zusammenarbeit mit Menschen, die die Gesellschaft verstehen und zugleich verändern wollen, hat uns in unserer eigenen Forschung mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse und bei der Arbeit an diesem Buch motiviert. Die hier zusammengestellten Überlegungen zu intersektionaler Sozialforschung beruhen neben den Arbeiten zum Intersektionalen Mehrebenenansatz von Gabriele Winker und Nina Degele und unseren eigenen Forschungsarbeiten nicht zuletzt auch auf den vielen Diskussionen, die wir in diesen Arbeitszusammenhängen geführt haben.

Die Hamburger Arbeitsgruppe wurde 2019 aufgelöst. Die letzte Forschungswerkstatt zum Intersektionalen Mehrebenenansatz im Sommer 2017 war zugleich der Startschuss für die Arbeit an diesem Buch. Bedanken möchten wir uns bei allen, die uns im Kolloquium und bei den Forschungswerkstätten Einblicke in ihre Projekte, aber vor allem auch in die alltäglichen Probleme des qualitativen Forschens und die spezifischen Herausforderungen der Intersektionalen Mehrebenanalyse gegeben haben. Außerdem gilt unser besonderer Dank Tanja Carstensen, Anna Köster-Eiserfunke, Doreen Kruppa, Cornelia Möser, Johanna M. Müller, Michel Raab und Gabriele Winker, die uns sehr engagierte, kritische und dabei konstruktive Rückmeldungen zu einzelnen Kapiteln und dem gesamten Manuskript gegeben haben. Für den Einblick in die aus unserer Sicht wegweisenden, aber auch herausfordernden partizipativen Forschungsprojekte zur Lebenssituation von gewaltbetroffenen Frauen mit und ohne Psychiatrieerfahrung in Frauenhäusern möchten wir uns bei Stella Schäfer und Kathrin Schrader bedanken. Ulf Heidel gilt unser Dank für die sorgfältige Durchsicht des Manuskripts. Dass die digitale Version dieses Buches

frei zugänglich ist, verdanken wir der Unterstützung durch das Margherita-von-Brentano-Zentrum und die Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin.

1. Theorie: Der Intersektionale Mehrebenenansatz

Das Ziel intersektionaler Sozialforschung ist eine Analyse von sozialen Praxen im Kontext von Herrschaftsverhältnissen, die zu einer emanzipatorischen Erweiterung der Handlungsfähigkeit im alltäglichen und im politischen Handeln beiträgt. Dazu ist es nötig zu verstehen, wie Herrschaftsverhältnisse in konkreten gesellschaftlichen Situationen wirken, und sichtbar zu machen, wie das Leben von Menschen auf unterschiedliche Weise durch sexistische, klassistische, rassistische und bodyistische Verhältnisse geprägt wird.

Die Intersektionale Mehrebenenanalyse ist ein empirischer Ansatz für eine macht- und herrschaftskritische Sozialforschung. Als Perspektive auf soziale Ungleichheit zeichnet sich Intersektionalität in dem hier vertretenen Verständnis dadurch aus, dass sie die Wechselwirkungen von sozialen Ungleichheiten in kapitalistischen Gesellschaften in den Blick nimmt. Es geht dabei nicht um statisch definierte Kategorien sozialer Zugehörigkeit, sondern um die Dynamik von sozialen Verhältnissen, Zugehörigkeiten und Diskriminierungsformen in gegenwärtigen kapitalistischen Gesellschaften.

Bevor wir im nächsten Kapitel auf die konkreten Schritte des Forschungsprozesses eingehen, sollen hier die wichtigsten theoretischen Grundlagen vorgestellt und eingeordnet werden. Dies ist auch deshalb wichtig, weil in der empirischen Sozialforschung die Auseinandersetzung mit den zugrunde liegenden theoretischen Überlegungen ein notwendiger Schritt bei der Entscheidung für oder gegen ein methodisches Vorgehen ist. Zum Einstieg erläutern wir den Begriff Inter-

sektionalität und ordnen den Intersektionalen Mehrebenenansatz in die Entwicklung intersektionalen Denkens ein (1.1). Anschließend gehen wir auf das feministisch-materialistische Gesellschaftsverständnis des Intersektionalen Mehrebenenansatzes ein (1.2) und diskutieren, wie der Ansatz die Verschränkung von Herrschaftsverhältnissen denkt (1.3). Zuletzt zeigen wir, warum die methodische Umsetzung der Intersektionalen Mehrebenenanalyse ein subjektorientiertes Vorgehen darstellt, welche Rolle darin soziale Praxen spielen und wie damit das Ziel verbunden ist, einen Beitrag zur Erweiterung von Handlungsfähigkeit zu leisten (1.4).

1.1 Intersektionalität

Im Vergleich zu anderen Begriffen wie etwa Heterogenität oder Diversität, die ebenfalls der Analyse gesellschaftlicher Vielfalt dienen, ist für Intersektionalität die kritische Perspektive auf soziale Ungleichheit sowie auf Herrschafts- und Machtverhältnisse charakteristisch (vgl. Smykalla/Vinz 2011: 11; Walgenbach 2014: 55).[1] Intersektionalität ist also untrennbar mit einer kritischen Perspektive auf Ungleichheit, Herrschaft und Macht verbunden.[2] Darüber hinaus nimmt Intersektionalität Bezug auf soziale Gerechtigkeit bzw. *social justice* (vgl. Collins/Bilge 2016: 31ff.; Meyer 2017: 63ff.). Im Zentrum von Intersektionalität steht die Kritik an sozialen Hierarchien und Ausschlüssen in Bezug

1 Laut Katharina Walgenbach (2014: 13) verweist Heterogenität zwar auf Verschiedenheit, bleibt aber konstitutiv mit einer Vorstellung von Homogenität verbunden, die aus machtkritischer Perspektive nicht plausibel ist. Im Diversity-Diskurs fänden sich zwar neben affirmativen auch machtkritische Ansätze, der Fokus liege aber auf der Wertschätzung von sozialen Identitäten, die als Ressource genutzt werden können (ebd.: 92, 101–106).

2 Diese Begriffe werden jedoch in Texten zu Intersektionalität oft vorausgesetzt – trotz möglicher divergierender Bedeutungen, wie Heike Mauer (2018: 29f.) zeigt. Das hier vertretene Verständnis von Herrschaft, Macht und Ungleichheit erläutern wir in Abschnitt 1.2.

auf gesellschaftliche Bedingungen ebenso wie auf »emanzipatorische Theorien und Praktiken« (Meyer 2017: 10). Sie thematisiert also auch Ausschlüsse und die ungleiche Verteilung von Macht innerhalb von emanzipatorischen sozialen Bewegungen (einen Überblick über aktuelle Publikationen bietet Ganz/Hausotter 2019).

Die Theoriegeschichte von Intersektionalität ist alles andere als ein rein akademisches Projekt.[3] Sie geht auf die feministische Praxis zurück, Mehrfachunterdrückungen sichtbar zu machen und zu analysieren, die ein Teil der Geschichte sozialer Bewegungen ist (Kelly 2019: 11). Eine wichtige Frage, die etwa Hazel V. Carby formuliert hat, war dabei stets, wessen Interessen im Namen eines politischen »Wir« vertreten werden und wer marginalisiert bleibt (Carby 1982). Politische Praxen und Schriften, die mit unserem heutigen intersektionalen Denken korrespondieren, lassen sich in der Geschichte immer wieder finden. Zu denken ist etwa an Olympe de Gouges »Erklärung der Rechte der Frau« von 1791, in der die Autorin auf den Zusammenhang von kolonialer und patriarchaler Herrschaft verwiesen hat (Purtschert/Meyer 2010: 132), oder an die aus der Sklaverei geflohene Abolitionistin und Frauenwahlrechtskämpferin Sojourner Truth. In ihrer »Women's Rights« betitelten Rede von 1851, in der Truth die Frage »Ain't I a Woman?« formulierte, forderte sie in Richtung beider Bewegungen, Schwarze Frauen nicht vom Status als politische Subjekte auszuklammern (vgl. Carastathis 2016: 16f.). Die klassenbedingten politischen Interessenunterschiede zwischen Arbeiterinnen und Bürgerinnen thematisierte die sowjetische Feministin und Kommunistin Alexandra Kollontai in ihren Reden und politischen Schriften (vgl. Lykke 2012: 76f.). Die in Trinidad geborene Journalistin und politische Aktivistin Claudia Johnes, die in den 1940er Jahren in der Communist Party USA aktiv war und nach ihrer Ausweisung aus den USA in Großbritannien lebte, befasste sich aus der Perspektive des Marxismus-Leninismus

3 Einen guten Überblick bieten die einführenden Monografien von Carastathis (2016), Collins/Bilge (2016) und Meyer (2017), in denen die Genealogien und das vielfältige Forschungsgeschehen zu Intersektionalität systematisch aufbereitet werden.

mit der gesellschaftlichen Stellung Schwarzer Arbeiterinnen (vgl. Carastathis 2016: 30–34). Aufgrund politischer Repression und patriarchaler, antikommunistischer und rassistischer Geschichtsschreibung sind diese Beiträge zur politischen Theorie nicht Teil des Kanons geworden. Sie mussten wiederentdeckt werden, um historische Bezüge herstellen zu können.

Der historische Entstehungszusammenhang von Intersektionalität ist im Schwarzen Feminismus der USA ab den 1970er Jahren zu verorten. In Streitschriften, politischen Essays und künstlerischen Arbeiten setzten sich Schwarze Frauen und *Women of Color* mit weißer Dominanz in der Frauenbewegung und männlicher Dominanz in der Bürger*innenrechtsbewegung auseinander. Sie kritisierten, wie Patricia Hill Collins und Sirma Bilge schreiben, dass sie ihre Lebensrealitäten und politischen Ziele in den vorherrschenden eindimensionalen Rahmungen von Antirassismus und Feminismus nicht artikulieren und keine Stimme im politischen Diskurs entfalten konnten (Collins/Bilge 2016: 65f.). Ein Text, der mittlerweile zum Kanon der frühen Intersektionalitätsliteratur zählt, stammt vom Autorinnenkollektiv »Combahee River Collective« (1982). In seinem »Statement« begründet das Kollektiv eine intersektionale und in ihren Augen damit bündnisorientierte Identitätspolitik, die sich aus der Verknüpfung von persönlichen Erfahrungen, Gesellschaftsanalyse und kollektiven politischen Artikulationen speist (vgl. Collins/Bilge 2016: 69). Zu dieser Zeit, so Collins und Bilge weiter, sei auch ein Verständnis des Begriffes *Women of Color* geprägt worden, mit dem nicht Ethnizitäten oder Hautfarben bezeichnet werden, sondern die politische Positionierungspraxis von *Chicanas*, *Latinas*, *Native Women* und *Asian American Women* als von Rassismus Betroffene und Unterdrückte. In Großbritannien habe der Begriff »Black« diese Aufgabe erfüllt (ebd.: 75).

Collins' und Bilges historischer Überblick über die Traditionslinien intersektionalen Denkens zeigt, dass der universelle, systemkritische Anspruch von intersektionaler Identitätspolitik auf der Feststellung gründet, dass Rassismus, Sexismus, Kapitalismus und Imperialismus konstitutiv miteinander verwoben seien und daher der Kampf gegen

die eigene Unterdrückung notwendigerweise ein Kampf gegen verschiedene Herrschaftsverhältnisse sein müsse (ebd.: 71–77). In diesem Sinne bedeutet intersektionale Identitätspolitik, das gesamte Gesellschaftssystem von unterschiedlichen Blickwinkeln aus *gemeinsam* in Frage zu stellen. Die Frage der Repräsentation von unterschiedlich positionierten Subjekten in politischen Kämpfen ist aber nicht nur eine Frage der politischen Praxis, sondern hat auch eine erkenntnistheoretische Dimension. Feministische Politik wird bis heute häufig als eine Politik von weißen Frauen für weiße Frauen gedacht. Das bedeutet, wie Anna Carastathis mit Bezug auf María Lugones ausführt, dass weiße Frauen als die paradigmatischen Vertreterinnen der Gruppe der Frauen angesehen werden. Schwarze Frauen, *Women of Color*, aber auch Frauen mit Behinderung werden demgegenüber als Sonderfälle wahrgenommen (Carastathis 2016: 65). Lugones führt dafür die Unterscheidung zwischen »transparent« und »thick« ein:

> »Thickness and transparency are group relative. Individuals are transparent with respect to their group if they perceive their needs, interests, ways, as those of the group and if this perception becomes dominant or hegemonical in the group. Individuals are thick if they are aware of their otherness in the group, of their needs, interests, ways, being relegated to the margins in the politics of intragroup contestation. So, as transparent, one becomes unaware of one's own difference from other members of the group.« (Lugones 1994: 474)

Akasha Hull, Patricia Bell-Scott und Barbara Smith brachten diesen Gedanken im Titel einer Anthologie zu *Black Women's Studies* auf den Punkt: »All the Women Are White, All the Blacks Are Men, but Some of Us are Brave« (Hull/Scott/Smith 1982). Das politische Denken, das sich im Kontext des Schwarzen Feminismus entwickelte, besteht in der Verknüpfung von strategischer Identitätspolitik und der erkenntnistheoretischen Frage, wie Herrschaftsverhältnisse erfahren werden und aus einer kritischen Perspektive zu denken sind.

Am Übergang zu den 1980er Jahren bildete sich in den USA aus den verschiedenen Ursprüngen ein gemeinsames Vokabular heraus. Es wurden begriffliche Signifikanten für die Mehrdimensionalität sozialer Ungleichheit geprägt, darunter *interlocking systems of oppression* (Combahee River Collective 1982), *matrix of domination* (Collins 1990), *multiple jeopardy* oder *interactive oppressions* (King 1988; vgl. zur Begriffsentwicklung Collins/Bilge 2016: 76; Carastathis 2016: 24–49). In den 1980er und 1990er Jahren vollzog sich eine Akademisierung von Intersektionalität, die, so Collins und Bilge, zu ihrer Vereinheitlichung und Kanonisierung beitrug. Diese sei in den USA durch die Öffnung des Bildungs- und Hochschulsystems für vormals marginalisierte Gesellschaftsgruppen ermöglicht worden. In diesem Zuge sei es einigen Akteur*innen gelungen, ihre Erfahrungen und Anliegen aus sozialen Bewegungen in die Forschung und Lehre einzubringen. Die Grundideen von Intersektionalität – das Ziel sozialer Gerechtigkeit und die analytische Verknüpfung von persönlichen Erfahrungen, politischen Allianzen und gesellschaftlicher Analyse mehrdimensionaler Unterdrückungsverhältnisse – konnten sich vor allem in den neu entstehenden »race/class/gender studies« verankern (Collins/Bilge 2016: 79).

Der Begriff der Intersektionalität, in dem die Metapher einer Kreuzung steckt, stammt von Kimberlé Crenshaw, die ihn 1989 in einem Text über die US-amerikanische Antidiskriminierungsgesetzgebung erstmals verwendet hat. Um die multidimensionale Diskriminierung Schwarzer Frauen zu versinnbildlichen, ruft sie die Vorstellung eines Unfalls an einer Verkehrskreuzung auf (engl. *intersection*). In »Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics« (Crenshaw 1989) diskutiert Crenshaw Fälle, in denen Schwarze Frauen aufgrund von Diskriminierung in der Erwerbsarbeit vor Gericht gezogen waren und gegen die betreffenden Unternehmen verloren hatten. In den diskutierten Fällen argumentierten die Gerichte jeweils, dass die Klägerinnen weder aufgrund geschlechtsbezogener noch aufgrund rassistischer Diskriminierung benachteiligt worden waren. Da die Gegenseite zeigen konnte, dass weiße Frauen und

Schwarze Männer nicht von den entsprechenden Ungleichbehandlungen betroffen waren, wurden den Klägerinnen die Mittel des Antidiskriminierungsrechts verweigert. Crenshaw kann so zeigen, dass die geltende Rechtspraxis Mehrfachdiskriminierung systematisch in einer Weise ausblendet, durch die Schwarze Frauen unsichtbar und schutzlos bleiben. Davon ausgehend fordert sie, eindimensionale Theorien von Diskriminierung zu erweitern, ohne dabei einfach eine Addition verschiedener singulär gedachter Diskriminierungsformen vorzunehmen. Denn, so ihr Argument, an den Schnittstellen von Diskriminierungsachsen kommt es nicht einfach zu einer Zunahme von Diskriminierung, sondern es bilden sich jeweils eigene, spezifische Diskriminierungsformen heraus (ebd.).

In einem zweiten einschlägigen Text, »Mapping the Margins. Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color« (Crenshaw 1991), erörtert Crenshaw Grundsätze intersektionaler Theorie und Praxis. Hier führt sie unter anderem die Begriffe »structural intersectionality« und »political intersectionality« ein. Als strukturelle Intersektionalität untersucht sie, wie Rassismus und Geschlechterverhältnisse die Erfahrungen von Schwarzen Frauen und *Women of Color* auf spezifische Weise prägen. Mit politischer Intersektionalität beschreibt sie die marginalisierenden Effekte, die weiß dominierte feministische und patriarchale antirassistische Politiken für Schwarze Frauen und *Women of Color* mit sich bringen können.

Zugleich stellt Crenshaws Begriff von Intersektionalität kategoriale Identitäten (z.B. »wir Frauen«) in Frage. Sie rekonzeptualisiert Identitätspolitik als die Möglichkeit, Koalitionen zwischen unterschiedlich positionierten Subjekten zu bilden, und macht deutlich: »Through an awareness of intersectionality, we can better acknowledge and ground the differences among us and negotiate the means by which these differences will find expression in constructing group politics.« (Ebd.: 115)

Innerhalb der vielfältigen Theorien zu Mehrfachdiskriminierung und multidimensionalen sozialen Ungleichheiten setzte sich Intersektionalität ab den 1990er Jahren als vorherrschender Begriff durch. Die Erfolgsgeschichte des Begriffes Intersektionalität führen Collins

und Bilge auf zwei Entwicklungen zurück: Zum einen entspreche der Anspruch auf die exklusive Prägung eines Begriffs den akademischen Normen von Entdeckung und geistigem Eigentum. Zum anderen habe Intersektionalität seit der UN-Weltkonferenz gegen Rassismus im Jahr 2001 begrifflich und konzeptionell Eingang in die internationale Menschenrechtspolitik gefunden (Collins/Bilge 2016: 88–93).

Die Theoriegeschichte von Intersektionalität zeigt, dass die Frage, welche Beiträge und Begriffe wann und in welchen Räumen aufgegriffen werden, auch von den Machtverhältnissen abhängt, die diese Räume durchziehen. Dies betrifft auch die Art und Weise, wie kritische Impulse innerhalb der Frauenbewegung und der Frauenforschung in Deutschland aufgegriffen wurden. Spätestens seit den 1980er Jahren entwickelten Schwarze Frauen, Migrantinnen, jüdische Frauen und Frauen mit Behinderung ausgehend von ihren Erfahrungen politische Analysen, die sich an die Mehrheitsgesellschaft und insbesondere auch an die Frauenbewegung richteten. Vielfach ging es dabei um die gleichzeitige Marginalisierung und Vereinnahmung ihrer Erfahrungen durch privilegierte, weiße Akteurinnen des Feminismus (vgl. Hügel et al. 1999). Diese Kritiken feministischer Praxen wurden in der deutschen Frauenforschung aufgegriffen und diskutiert. Wichtig für diesen Prozess waren auch internationale Impulse, insbesondere aus den USA (vgl. Lennox 1995; zur Bedeutung von Audre Lorde für die Entstehung des afrodeutschen Feminismus vgl. Oguntoye/Lorde 1986; Piesche 2012). Die Diskussion um Intersektionalität unterstreicht die Notwendigkeit, die Kategorie Geschlecht in der Geschlechterforschung als intersektionale bzw. interdependente Kategorie zu begreifen, sich dazu auf Wissensbestände etwa aus der Rassismusforschung, den *Queer Studies* und den *Disability Studies* zu beziehen und darüber nachzudenken, wie dekoloniale Perspektiven das Verständnis von gesellschaftlichen Verhältnissen voranbringen können (vgl. Carastathis 2016 und Kap. 3). Umstritten bleibt dabei, ob diese Entwicklung marginalisierte Stimmen fördert oder im Gegenteil Marginalisierung reproduziert. Auf der einen Seite öffnet Intersektionalität in vielfacher Hinsicht akademische Räume. Beispielsweise werden mittlerweile

bereits in der wissenschaftlichen Ausbildung vermehrt Stimmen von Denker*innen hörbar, die aus marginalisierten Perspektiven schreiben. Auf der anderen Seite wird befürchtet, dass gesellschaftliche Debatten durch eine Institutionalisierung von Intersektionalität depolitisiert werden und Intersektionalität so ihren »radikaldemokratischen transgressiven Anspruch[ ]« (Gutiérrez Rodríguez 2011: 98) verliert. Damit Intersektionalität nicht zum Lippenbekenntnis wird, müsse sie, so die hieraus abgeleitete Forderung, strukturelle und institutionelle Konsequenzen mit sich bringen, d.h. beispielsweise weiße Dominanz in wissenschaftlichen Räumen aufbrechen (Carastathis 2016: 104).

In einer wissenschaftssoziologischen Bestandsaufnahme stellt Kathy Davis fest, dass der Begriff Intersektionalität in den USA und vielen europäischen Ländern zu einem »buzz word« vor allem in den Gender Studies avanciert sei (Davis 2008). Davis begründet dies damit, dass gerade die Offenheit des Konzeptes vielfältige Anschlussmöglichkeiten bietet. Diverse Kontroversen und Forschungsfelder der Gender Studies zu Differenz, Diskriminierung, Ungleichheit und Herrschaft fänden hier einen gemeinsamen Rahmen. Die mit Intersektionalität verbundenen Perspektiven und Ziele seien dabei ebenso anschlussfähig für kleinteilige empirische Fragestellungen wie für dekonstruktivistische Betrachtungen und für strukturorientierte Gesellschaftstheorien. Carastathis weist in diesem Zusammenhang zwar darauf hin, dass die behauptete Offenheit auch als Zeichen für eine oft nur oberflächliche Auseinandersetzung mit Crenshaws Werken verstanden werden kann (Carastathis 2016: 69). In jedem Fall wurde Intersektionalität aber in den Folgejahren genutzt, um unterschiedliche Anliegen in verschiedenen akademischen Disziplinen im Zusammenhang oder zumindest unter einem begrifflichen Dach zu diskutieren. Die Rezeption und Entwicklung des Konzeptes in verschiedenen akademischen Disziplinen und Praxisfeldern ist vielfältig und von sprachlichen und regionalen Kontexten geprägt, und nicht in allen Regionen der Welt ist Intersektionalität das zentrale Konzept für

die Beschäftigung mit der Verwobenheit von Ungleichheiten.[4] In den USA erfolgte die Entwicklung des Konzeptes sehr praxisnah, sowohl außerhalb als auch innerhalb der Universitäten, wo Intersektionalität intensiv in der Sozialen Arbeit, dem Bildungsbereich sowie in den Feldern *Public Health* und *Criminal Justice* diskutiert wurde (vgl. Collins/Bilge 2016: 37ff.). In Deutschland ist die akademische Rezeption außer in den Gender Studies in den empirischen Sozialwissenschaften besonders ausgeprägt (Meyer 2017: 56). Intersektionalität wird in Deutschland außerdem zunehmend im Zusammenhang mit dem Antidiskriminierungsrecht diskutiert (Philipp et al. 2014; Center for Intersectional Justice 2019).

Verschiedene Sammelbände dokumentieren die produktiven Auseinandersetzungen mit Intersektionalität im deutschsprachigen Raum. Sie zeigen, wie sich disziplinäre und interdisziplinäre Ansätze der sozialen Ungleichheitsforschung auf intersektionales Denken bezogen und zugleich das Konzept der Intersektionalität weiterentwickelt haben (Knapp/Wetterer 2003; Knapp/Klinger/Sauer 2007; Walgenbach et al. 2007; Jacob/Köbsell/Wollrad 2010; Hess/Langreiter/Timm 2011; Lutz/Herrera Vivar/Supik 2013; Dierckx/Wagner/Jakob 2018). Dies gilt auch für den Intersektionalen Mehrebenenansatz, der Intersektionalität mit einer spezifisch feministisch-materialistischen Gesellschaftstheorie verbindet.

4 Für Frankreich, wo die erste akademische Tagung unter diesem Begriff 2005 stattfand, wird dies mit der vergleichsweise geringen Institutionalisierung der Gender Studies und einer verbreiteten materialistischen Auffassung von Geschlechterforschung erklärt, die sich selbst von Intersektionalität abgrenzt (vgl. Kallenberg et al. 2013: 39–58). In Lateinamerika gibt es nach Martha Zapata Galindo (2013) eine starke Theoriebildung und empirische Forschung zu Differenz in postkolonialen Gesellschaften. Über die diasporischen Communities seien diese mit der Genealogie von Intersektionalität verknüpft. Bis heute werde Intersektionalität eher mit afro-lateinamerikanischen Themen verknüpft und postkoloniale Theoriekonzepte mit indigenen Themen.

1.2 Feministisch-materialistische Gesellschaftstheorie

Wie ist nun das feministisch-materialistische Gesellschaftsverständnis des Intersektionalen Mehrebenenansatzes aufgebaut? In einem Interview mit Andreas Kemper erläutern Gabriele Winker und Nina Degele, dass sie »den Kapitalismus mit einer feministischen Logik zum Ausgangspunkt intersektionaler Forschung« machen (Kemper 2010: 7).

Sie nutzen »das Strömungen übergreifende Potenzial der Intersektionalitätsdebatte« (Winker/Degele 2009: 14), indem sie feministisch-marxistische und poststrukturalistische Theoriebezüge miteinander verknüpfen. Das heißt zum einen, dass sie von einer kapitalistischen Gesellschaft mit der Trennung von Lohn- und Reproduktionsarbeit als Strukturprinzip ausgehen. Zum anderen reduzieren sie den Kapitalismus nicht auf ökonomische Strukturen und Gesetze, sondern beziehen Fragen der Repräsentation und Identität sowie die Wirkungsmacht sozialer Praxen systematisch in die Analyse kapitalistischer Gesellschaften ein.

Der Intersektionale Mehrebenenansatz begreift Kapitalismus als eine politische und ökonomische Vergesellschaftungsform, die notwendigerweise soziale Ungleichheit hervorbringt. Sie sieht den Kapitalismus nicht als ein Herrschaftsverhältnis *neben* anderen (z.B. neben Patriarchat und Rassismus), sondern als einen politisch-ökonomischen Gesamtzusammenhang, der verschiedene, miteinander verwobene Herrschaftsverhältnisse umformt und reproduziert. Sie sind innerhalb des Rahmens einer kapitalistischen Gesellschaft miteinander verbunden.

Winker und Degele bestimmen den Begriff Herrschaft über die Definition konkreter Herrschaftsverhältnisse. Wir möchten an dieser Stelle vorab theoretisch definieren, wie wir die Begriffe Herrschaft, Macht und soziale Ungleichheit im Kontext des Intersektionalen Mehrebenenansatzes verwenden. Unter Herrschaft verstehen wir stabile gesellschaftliche Verhältnisse, in denen verschiedene soziale Gruppen über ungleiche Handlungsmöglichkeiten und Lebenschan-

cen verfügen. Wie Herrschaft ausgeübt wird, variiert historisch. In liberalen Demokratien nimmt Herrschaft in der Regel die Form von Hegemonie an. Hegemonie bedeutet »Regieren im Einverständnis« (Hall 2014: 38). Das heißt, dass Herrschaft vorrangig durch einen weitreichenden Konsens abgesichert wird, der sich in Institutionen und Diskursen manifestiert. Erst dort, wo die Hegemonie an ihre Grenzen gerät, wird Zwang eingesetzt. Stuart Hall definiert Hegemonie mit Bezug auf Antonio Gramsci als »Zustand ›völliger sozialer Autorität‹, die ein bestimmtes Klassenbündnis […] durch eine Verbindung von ›Zwang‹ und ›Zustimmung‹ über die gesamte Gesellschaftsformation und die beherrschten Klassen erringt« (Hall 1994: 121). Institutionen und Diskurse sind, ebenso wie die Subjekte, von Machtbeziehungen durchzogen. Mit Michel Foucault verstehen wir Macht nicht in erster Linie als Beherrschung oder Zwang. »Die Machtbeziehungen bilden nicht den Überbau, der nur eine hemmende oder aufrechterhaltende Rolle spielt – wo sie eine Rolle spielen, wirken sie unmittelbar hervorbringend« (Foucault 1983: 94). Macht ist also eine produktive Beziehung, die Handlungen und Denkweisen strukturiert und Wissen hervorbringt (Foucault 1994). Wenn wir in diesem Buch also über gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse sprechen, verstehen wir diese als »Hegemonie-Effekte« (Foucault 1983: 95), in denen die Machtbeziehungen gebündelt sind, die sich zwischen Institutionen und Subjekten, durch Wissen und Diskurse entspinnen. Herrschaftsverhältnisse bringen soziale Ungleichheit systematisch hervor. Die ungleiche Verteilung von Ressourcen, Teilhabe und Macht formt die Gesellschaft. Soziale Ungleichheit liegt vor, wenn »die Möglichkeiten des Zugangs zu allgemein verfügbaren und erstrebenswerten sozialen Gütern und/oder sozialen Positionen, die mit ungleichen Macht- und/oder Interaktionsmöglichkeiten ausgestattet sind, dauerhafte Einschränkungen erfahren und dadurch die Lebenschancen der betroffenen Individuen, Gruppen oder Gesellschaften beeinträchtigt bzw. begünstigt werden« (Kreckel 2004: 17).

Winker und Degele argumentieren, dass soziale Ungleichheit in kapitalistischen Gesellschaften systematisch entlang von vier mit-

einander wechselwirkenden Herrschaftsverhältnissen produziert wird. Den Kapitalismus verstehen sie dabei als ein politisch-ökonomisches System, die auf dem Prinzip der Ausbeutung von menschlicher Arbeitskraft zum Zweck der Mehrwertproduktion beruht. Dies setzt das Privateigentum an Produktionsmitteln voraus und geht mit der Konzentration dieses Eigentums in den Händen eines kleinen Teils der Gesellschaft einher. Die kapitalistische Wirtschaftsform ist der marxistischen Theorie zufolge dadurch charakterisiert, dass die Produktion von Waren und Dienstleitungen nicht in erster Linie an der menschlichen Bedürfnisbefriedigung, sondern an der Profitmaximierung ausgerichtet ist. Die Produktionsmittelbesitzenden bezahlen den Lohnarbeitenden einen Teil des erwirtschafteten Umsatzes in Form von Lohn aus, ein Teil wird reinvestiert und der Rest wird als Profit einbehalten. Der überwiegende Teil der Menschen weltweit verfügt nicht über Produktionsmittel, sondern ist für die eigene Existenzsicherung auf Lohnarbeit angewiesen. Somit ist in der marxistischen Theorie Ausbeutung an eine Trennung in zwei ökonomische Klassen gebunden: Die Lohnabhängigen und die Produktionsmittel- bzw. Kapitalbesitzenden, oder kurz: Arbeit und Kapital.

Diese kapitalistische Form der Ausbeutung ist wiederum an die Trennung von Lohn- und Reproduktionsarbeit gebunden. Lohnarbeit ist bezahlte Arbeit. Reproduktionsarbeit ist die unbezahlte Arbeit zur Wiederherstellung der verausgabten Arbeitskraft sowie zur Unterstützung von jungen, alten, erkrankten oder auf Assistenz angewiesenen Menschen. Beide Formen von Arbeit stehen im Zusammenhang mit sozialer Ungleichheit. Dass Lohnunterschiede zu unterschiedlichen Lebensstandards führen, liegt auf der Hand. Außerdem wirken sich unterschiedliche Arbeitsbedingungen, z.B. Schichtarbeit, Flexibilitätsanforderungen, Formen der Anerkennung etc., auf die Lebensqualität und das Wohlbefinden aus. Beides, Einkommen und die Qualität der Lohnarbeitsverhältnisse, ist entlang verschiedener Achsen sozialer Differenz ungleich verteilt. Gleiches gilt auch für die Reproduktionsarbeit. Die Zeitverwendungserhebungen des Statistischen Bundesamtes zeigen, dass der zeitliche Umfang dieser unbezahlten Arbeiten weitaus

größer ist als der der Lohnarbeit.[5] Auch die Reproduktionsarbeit und somit die Möglichkeit, gut für sich und andere zu sorgen, ist ungleich verteilt. Frauen leisten in Deutschland eineinhalb Mal mehr unbezahlte Arbeit als Männer (Schwarz 2017: 248). Dies ist eine der wichtigsten strukturellen Ursachen für die geringere Erwerbsbeteiligung von Frauen, geringere berufliche Chancen, niedrigere Einkommen und Renten. Ungleichheit prägt außerdem den Zugang zu sozialen Infrastrukturen und die Wahrnehmung von Rechten. Besonders prekär ist die Situation für Illegalisierte oder für Berufsgruppen, die gesellschaftlich stigmatisiert werden, wie z.B. Sexarbeitende (Künkel/Schrader 2019).

Für das dem Intersektionalen Mehrebenenansatz zugrunde liegende Verständnis von Intersektionalität bedeutet das: Lohn- und Reproduktionsarbeit bilden nicht den Kern jeweils *eines* Herrschaftsverhältnisses, sondern sind strukturbildend für eine soziale Arbeitsteilung, die mit verschiedensten Herrschaftsverhältnissen verknüpft ist. Soziale Herkunft, Staatsangehörigkeit, psychische und physische Fähigkeiten, Geschlecht, Sexualität und anderes mehr sind maßgeblich bestimmend dafür, unter welchen Bedingungen Menschen bezahlt und/oder unbezahlt arbeiten, wie sie ihre Arbeitskraft reproduzieren, indem sie für sich und andere Sorgearbeit leisten, und wie sie ihr Leben gestalten können.

Diese Überlegung entwickeln Winker und Degele in Abgrenzung zu einem Gesellschaftsverständnis, demzufolge in der Produktionssphäre das Kapitalverhältnis und in der Reproduktionssphäre das Patriarchat verortet sei. So definiert etwa Cornelia Klinger die drei Großsysteme Patriarchat, Imperialismus und Kapitalismus, denen die

5 Im Jahr 2013 leistete die erwerbsfähige Bevölkerung in Deutschland mindestens 35 Prozent mehr unbezahlte als bezahlte Arbeit (89 zu 66 Milliarden Stunden) (Schwarz 2017: 249). Diese Angaben sind als Untergrenze zu bewerten, da Reproduktionsarbeit, die parallel stattfindet (z.B. Kinderbetreuung während der Zubereitung von Mahlzeiten), nicht erfasst ist und auch Beziehungsarbeit sowie Tätigkeiten im Zusammenhang mit der eigenen physischen Regeneration nicht systematisch abgebildet sind (ebd.: 248).

Strukturkategorien Geschlecht, »Rasse«[6] und Klasse zugeordnet sind (Klinger 2003: 31). Im Unterschied dazu folgen Winker und Degele der These, dass Produktion und Reproduktion so miteinander verwoben sind, dass das Patriarchat analytisch nicht ›neben‹ dem Kapitalismus anzusiedeln ist (Winker/Degele 2009: 30–37). Dies übertragen sie auf alle weiteren Herrschaftsverhältnisse und sprechen deshalb davon, dass sie den Kapitalismus theoretisch »vor die Klammer« der Herrschaftsverhältnisse setzen (ebd.: 37). Diesem Verständnis nach haben alle Herrschaftsverhältnisse eine ökonomische bzw. sozialstrukturelle Dimension, ebenso wie alle Herrschaftsverhältnisse mit symbolischen Repräsentationen einhergehen und Identitätskategorien prägen.

Diese drei Ebenen – soziale Strukturen, symbolische Repräsentationen und Identitäten – unterscheiden Winker und Degele mit Bezug auf die Wissenschaftstheoretikerin Sandra Harding (1990: 53–58) und definieren Intersektionalität wie folgt: »Wir begreifen Intersektionalität als kontextspezifische, gegenstandsbezogene und an sozialen Praxen ansetzende Wechselwirkungen ungleichheitsgenerierender sozialer Strukturen (d.h. von Herrschaftsverhältnissen), symbolischer Repräsentationen und Identitätskonstruktionen.« (Winker/Degele 2009: 15) Diese Formulierung legt nahe, dass hier Herrschaftsverhältnisse ausschließlich der Strukturebene zugeordnet werden. Wir verstehen den Ansatz jedoch so, dass Herrschaftsverhältnisse dem Kapitalismus als Gesellschaftssystem inhärent sind und folglich auf allen

6 »Rasse« ist ein soziales Konstrukt. Dies gilt ebenfalls für die Kategorien Geschlecht, Klasse und Körper. Dennoch verwenden wir hier, anderes als Winker und Degele, Anführungszeichen, um diesen Begriff in besonderer Weise als rein ideologisches Konstrukt zu markieren. Inhaltlich schließen wir uns dabei der Definition von Winker und Degele an, dass damit »Prozesse der Rassisierung, also Prozesse der Rasse erst konstruierenden Ausgrenzung und Diskriminierung sowie ihre gewaltförmige Naturalisierung und Hierarchisierung« bezeichnet werden (Winker/Degele 2009: 10, Anm. 2). Wichtiger als die Frage der optischen Markierung als Konstruktion ist es uns aber, Formulierungen im Zusammenhang mit Rassismus so zu wählen, dass gar nicht erst der Eindruck entstehen kann, dass damit menschliche Eigenschaften beschrieben würden.

drei Ebenen wirken. Gleichzeitig folgen wir der weiteren Argumentation von Winker und Degele, der zufolge sich Heteronormativismen, Bodyismen, Klassismen und Rassismen als »strukturelle Herrschaftsverhältnisse innerhalb der kapitalistischen Gegenwartsgesellschaft« (Winker 2012: 16) historisch spezifisch bestimmen lassen. Sie materialisieren sich aber auch auf der Ebene der symbolischen Repräsentationen und Identitätskonstruktionen.

Die theoretische Klammer, mit der die Analyseebenen verbunden werden, ist der Kapitalismus. Betrachtet wird, welche Funktion die Ebenen jeweils in der politischen Ökonomie kapitalistischer Gesellschaften einnehmen (Winker/Degele 2009: 25–27). Auf der Ebene der sozialen Strukturen geht es um die Bedeutung von Ungleichheiten für die sozioökonomischen Produktionsverhältnisse inklusive der Reproduktion der Arbeitskräfte und der Wiederherstellung der Produktionsmittel. Die Ebene der symbolischen Repräsentationen umfasst die verschiedenen Formen der ideologischen Absicherung des Systems, d.h. Normen, Diskurse und Normalitätsvorstellungen, welche die Strukturen sozialer Ungleichheit reproduzieren. Die Ebene der Identitätskonstruktionen umfasst die Positionierung von Individuen in Abgrenzung oder als zugehörig zu anderen sowie Konstruktionen des Eigenen und des Fremden (Winker 2012: 16f.).

Die theoretische Verbindung der Herrschaftsverhältnisse und Analyseebenen durch den Bezug auf den Kapitalismus führt Mauer zu der Kritik, dass Ungleichheit und Herrschaft im Intersektionalen Mehrebenenansatz »ökonomisch überdeterminiert« (Mauer 2018: 133) würden. Allerdings können die Wirkungen zwischen den Ebenen ganz unterschiedlich sein: »Persistenz, Rücknahme, Modifikation, Verstärkung, Abschwächung, fehlende Resonanz, Widerstand, Anpassung oder auch Revolution« (Winker/Degele 2009: 73). Durch die praxeologische Orientierung am Subjekt setzt der Intersektionale Mehrebenenansatz ein Gegengewicht zu einem deterministischen Herrschaftsverständnis. Die Herrschaftsverhältnisse determinieren nicht vollständig, was auf den drei Ebenen passiert. Vielmehr geht es darum zu untersuchen, wie Subjekte mit den Widersprüchen des ka-

pitalistischen Systems, seinen ideologischen Absicherungen und Identitätsangeboten umgehen. Winker und Degele unterscheiden sechs mögliche Richtungen der Wirkung von einer Ebene auf eine andere: in jeweils zwei Richtungen zwischen Sozialstrukturen und Identitäten, zwischen symbolischen Repräsentationen und Identitäten sowie zwischen Sozialstrukturen und symbolischen Repräsentationen (Winker/Degele 2009: 135–140). Verschiedene Gesellschaftstheorien nehmen mehrere dieser Wechselbeziehungen in den Blick und kommen mitunter zu gegenläufigen Einschätzungen darüber, wie stark die Ebenen sich jeweils beeinflussen können. Winker und Degele legen sich hier nicht abschließend fest, sondern zeigen die Anschlussfähigkeit insbesondere für feministisch-marxistische und poststrukturalistische Ansätze auf. Diese Anschlüsse herzustellen ist durchaus eine theoretische und methodische Herausforderung insbesondere in der vertiefenden Analyse empirischer Daten (vgl. Abschnitt 2.8).

Zusammengefasst betrachtet der Intersektionale Mehrebenenansatz den Kapitalismus und die soziale Arbeitsteilung als den politisch-ökonomischen Rahmen, innerhalb dessen sich Herrschaftsverhältnisse geprägt von kapitalistischen Logiken in dynamischen Prozessen zwischen sozialen Strukturen, symbolischen Repräsentationen und Identitätskonstruktionen herausbilden, Stabilität erlangen, sich aber auch verändern. Im Folgenden erläutern wir, wie die verschiedenen Herrschaftsverhältnisse, die in kapitalistischen Gesellschaften wirken, im Intersektionalen Mehrebenenansatz theoretisch konzeptualisiert werden.

1.3 Herrschaftsverhältnisse im Kapitalismus

Im Kontext von Intersektionalität hat sich eine facettenreiche Diskussion über die Anzahl und Bestimmung der Kategorien entwickelt, die für eine intersektionale Analyse gebraucht werden. Verhandelt wird darin sowohl der Anspruch, die relevanten Dimensionen sozialer Ungleichheit theoretisch zu bestimmen, als auch das Ziel, gerade

diese Kategorien als »umstrittene Effekte von Macht im Wechselspiel von Herrschaft, Kritik und Wissensgenese« (Purtschert/Meyer 2010: 131) zu reflektieren. Intersektionale Sozialforschung wagt vor diesem Hintergrund einen Spagat. Sie will einerseits Wege finden, soziale Komplexität theoretisch und empirisch zu erschließen. Anderseits will sie aber auch zur Kritik »sozialer Ontologien« und Kategorisierungsweisen beitragen (Anthias 2012). Denn schließlich sind Differenzkategorien wie Geschlecht, »Rasse« und Klasse keine harmlosen Attribute menschlicher Vielfalt, sondern wie schon ausgeführt Effekte von Herrschaftsverhältnissen. Ihre Funktion ist dabei paradox. Auf der einen Seite werden sie von hegemonialen Wissenssystemen hervorgebracht, um Menschen bestimmte Eigenschaften zu- oder abzusprechen. Die Erforschung vermeintlicher »Menschenrassen« (Arndt 2011: 41) oder die Beschäftigung mit vermeintlich natürlichen Geschlechtscharakteren in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts (Hausen 1976) sind Beispiele dafür, wie Herrschaftssysteme durch die Konstruktion und Naturalisierung von Kategorien stabilisiert werden. Andererseits können Kategorien aber auch dabei helfen, die Wirkweisen und Effekte von Herrschaft zu politisieren. Ein Beispiel dafür ist der Klassenbegriff bei Karl Marx (Soiland 2008).

Winker und Degele bestimmen die für den Intersektionalen Mehrebenenansatz relevanten vier Strukturkategorien Klasse, Geschlecht, »Rasse« und Körper (Winker/Degele 2009: 38) auf der Ebene der sozialen Strukturen analog zu den Herrschaftsverhältnissen: Klassismen, Heteronormativismen, Rassismen und Bodyismen.[7] Die vier Herrschaftsverhältnisse werden – gemäß dem Gedanken, die kapitalistische Gesellschaft als theoretische Klammer zu nutzen – anhand ihrer Funktion für die soziale Arbeitsteilung definiert. Ihre funktionale Be-

7 Der Begriff der Strukturkategorie spielte in der Phase der Ausarbeitung des Intersektionalen Mehrebenenansatzes noch eine große Rolle. Dies lässt sich auf den Kontext der damaligen Intersektionalitätsdebatte zurückführen, in der die Frage, welche Kategorien relevant sind, zentral war (vgl. Winker/Degele 2009: 15–18). In den empirischen Arbeiten stehen jedoch üblicherweise nicht Kategorien, sondern Herrschaftsverhältnisses im Mittelpunkt.

deutung für die kapitalistische Ökonomie besteht, wie im vorigen Abschnitt beschrieben, darin, zu einer »möglichst kostengünstigen Verwertung der Ware Arbeitskraft« beizutragen, indem sie den Zugang zum Erwerbsarbeitsmarkt differenzieren und die ungleiche Einbindung in die Reproduktionsarbeit strukturieren (ebd.: 51).

Grundsätzlich gilt die Annahme, dass Herrschaftsverhältnisse sowohl soziale Strukturen, Institutionen und Diskurse als auch Interaktionen, individuelle und kollektive Identitäten sowie Denk- und Handlungsweisen prägen. Das Ziel des Intersektionalen Mehrebenenansatzes ist es, erstens die komplexen sozialen Differenzierungsprozesse zu beschreiben, die sich zwischen diesen drei Ebenen entfalten. Zweitens gilt es, komplexe und möglicherweise widersprüchliche Prozesse nicht nur abzubilden, sondern auch ihre Ursachen bestimmen zu können, diese also gesellschaftstheoretisch einzuordnen. Um dabei eine hohe analytische Aussagekraft zu erreichen, beziehen Winker und Degele die untersuchten Differenzierungsprozesse auf theoretisch hergeleitete Analysekategorien auf der Ebene der sozialen Strukturen. Dies bedeutet nicht, eine intersektionale Analyse auf die vier Strukturkategorien – Klasse, Geschlecht, »Rasse«, Körper – zu begrenzen. Die deduktive Bestimmung von vier Analysekategorien auf der Ebene sozialer Strukturen wird durch eine induktive Vorgehensweise auf der Ebene der symbolischen Repräsentationen und der Identitätskonstruktionen ergänzt. Auf diese Weise sollen Reduktionen vermieden, zugleich aber auch Herrschaftsverhältnisse klar benannt werden (ebd.: 142).

Was heißt es nun konkret, wenn im Intersektionalen Mehrebenenansatz die vier Strukturkategorien über ihre Funktionen innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft bestimmt werden? Als strukturelle Herrschaftsverhältnisse innerhalb von kapitalistischen Gesellschaften umfassen *Klassismen* Ungleichheitsverhältnisse, die sich aus dem ungleichen Zugang zu ökonomischen und sozialen Ressourcen ergeben, darunter die soziale Herkunft, Bildung, Beruf, Vermögen und soziale Netzwerke (ebd.: 43). In der Diskussion um den Begriff Klassismus wird immer wieder die Befürchtung geäußert, dass damit die kapi-

talistische Klassenherrschaft auf Fragen der Identitätskonstruktion bzw. auf ein Diskriminierungsmerkmal reduziert würde (Bohrer 2019: 110ff., außerdem vgl. Baron 2014; kritisch dazu Kemper 2014). Eine solche Engführung sehen wir im Intersektionalen Mehrebenenansatz nicht. Die Unterscheidung zwischen Kapitalbesitzenden und Lohnabhängigen gilt hier als die Grundbedingung kapitalistischer Mehrwertproduktion und wird dezidiert als gesellschaftsstrukturierend vorausgesetzt (vgl. Abschnitt 1.2). Gleichzeitig berücksichtig der Intersektionale Mehrebenenansatz, dass die Funktion klassistischer Herrschaftsverhältnisse für die Profitmaximierung darüber hinausgeht. Durch die Differenzierung von Lohnabhängigen in Menschen mit und ohne Erwerbsarbeit oder Niedrig- und Hochqualifizierte können etwa Nachfrageschwankungen auf dem Arbeitsmarkt flexibel ausgeglichen und Löhne niedrig gehalten werden. Im Bereich der Reproduktionsarbeit wirken Klassismen als Spaltung in diejenigen, die niedrig entlohnte Haushalts- und Pflegedienstleistungen anbieten, und diejenigen, die diese Dienstleistungen konsumieren und infolgedessen Erwerbs- und Sorgearbeit vereinbaren können (ebd.: 52). Eine intersektionale Analyse gegenwärtiger Gesellschaften muss also herausarbeiten können, wie die Differenzkategorie Klasse auch unter Lohnabhängigen wirkt. Als weiteres Beispiel dafür sei etwa auf die Ungleichheitswirkung des Erbens verwiesen (Friedrichs 2015). Durch die Berücksichtigung der Wechselwirkungen mit den symbolischen Repräsentationen und den Identitätskonstruktionen kommen im Intersektionalen Mehrebenenansatz auch die damit verknüpften Prozesse der Distinktion und sozialen Positionierung in den Blick. Weil Winker und Degele hier über die grundlegende Unterscheidung zwischen zwei Klassen – Kapitalbesitzende und Lohnabhängige – hinausgehen, sprechen sie von Klassismen im Plural.

Auch *Heteronormativismen* tragen zur Aufrechterhaltung des kapitalistischen Systems bei. Winker und Degele bezeichnen damit »Herrschaftsverhältnisse, die auf hierarchischen Geschlechterbeziehungen sowie der unhinterfragten Annahme natürlicher Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit basieren« (Winker/Degele 2009: 46). Hete-

ronormativismen bilden den hegemonialen Geschlechterdiskurs. Judith Butler bezeichnet diesen als »heterosexuelle Matrix« (Butler 1991), in der eine biologisch und sozial begründete Unterscheidung zwischen zwei Geschlechtern vorgenommen wird und zum einen Männer gegenüber Frauen und zum anderen als ›normal‹ konstruierte und naturalisierte gegenüber ›abweichenden‹ Geschlechtern und Sexualitäten privilegiert werden. Das heteronormative Geschlechtersystem wirkt sich auf Beziehungs- und Familienformen sowie Sexualitäten aus (Winker/Degele 2009: 44–46) und dient damit der Beschreibung der geschlechtsspezifischen sozialen Arbeitsteilung und den damit verbundenen unterschiedlichen Lebenschancen und -risiken. In Bezug auf die kapitalistische Profitmaximierung betrifft das insbesondere die unbezahlte Haus- und Pflegearbeit, die nach wie vor überwiegend von Frauen geleistet wird. Es betrifft aber auch Formen der Lohndifferenzierung sowie die Tatsache, dass Frauen flexibel in den Arbeitsmarkt eingebunden werden, wobei sich historisch immer wieder Ein- und Ausschlussbewegungen zeigen lassen (vgl. ebd.: 52).

Rassismen zielen auf die hierarchische Konstruktion von als einander fremd konstruierten Menschengruppen ab. Wie Susan Arndt deutlich macht, umfasst Rassismus divergierende Diskriminierungsmuster, die sich historisch und gegenwärtig verschränken (Arndt 2011: 38), darunter Rassismus gegen Schwarze Menschen, Antisemitismus, Rassismus gegen Sinti und Roma und Rassismus gegen Muslim*innen. »Die diversen Ausprägungen von Rassismus erzeugen […] komplexe hierarchische Beziehungsgefüge zwischen Weißen und den von ihnen jeweils als ›anders‹ hergestellten Menschen und Gesellschaften« (ebd.). Dieses Verständnis von Rassismus geht davon aus, dass Rassismus nicht schlicht in Vorurteilen gegenüber anderen Gruppen besteht. Unterlegenheit werde, so Grada Kilomba, konstruiert und naturalisiert, um weiße Überlegenheit und Macht abzusichern. Rassismus beruht also auf einer Verbindung von Vorurteilen und Macht (Kilomba 2010: 42). Rassismen kleiden »politische Interessen in den Mantel natürlicher Differenzen«, indem körperliche Merkmale und kollektive kulturelle Praxen diskursiv zusammengebracht werden (Winker/De-

gele 2009: 48). Die Funktionalität von Rassismen für die kapitalistische Profitmaximierung verdeutlichen Winker und Degele am Beispiel der strukturellen Diskriminierung von Migrant*innen und Menschen mit Migrationshintergrund, die dadurch gezwungen werden in Niedriglohnbereichen zu arbeiten (ebd.: 50).

Körperbezogene Herrschaftsverhältnisse bezeichnen Winker und Degele als *Bodyismen*. Sie umfassen »Herrschaftsverhältnisse [...] aufgrund körperlicher Merkmale wie Alter, Attraktivität, Generativität und körperliche Verfasstheit« (ebd.: 51). Die verschiedenen Bodyismen können im Einzelnen auch unter den Begriffen Ableismus, Lookismus und Adultimus untersucht werden. Unsere gegenwärtige Gesellschaft ist – trotz vieler Erfolge der Behindertenbewegung – nach wie vor auf normalisierte Körper ausgerichtet. Menschen, die davon abweichen, werden stigmatisiert, entwürdigt und in ihrer Lebensgestaltung behindert. Für den Erwerbsarbeitsmarkt sind vor allem gesunde und leistungsfähige Menschen interessant, Menschen die alt sind, krank oder anderweitig eingeschränkt, werden auf diese Weise abgewertet. Die Bewertung und Steigerung der Brauchbarkeit, Nützlichkeit und Formbarkeit von Körpern wirkt sich auf den Bereich der Reproduktionsarbeit aus, wo derzeit vor allem der Imperativ herrscht, sich selbstverantwortlich um den Erhalt der eigenen körperlichen und geistigen Gesundheit und Leistungsfähigkeit zu kümmern.

Winker und Degele benennen die Herrschaftsverhältnisse im Plural, um zu verdeutlichen, dass sie auf vielfältige Weise wirken und dabei immer umkämpft und im Wandel begriffen sind. Dies zeigt z.B. die rechtliche Anerkennung einer dritten Option beim Eintrag des Geschlechts ins Personenstandsregister seit 2018, die lange vor allem von intergeschlechtlichen Menschen, aber auch im Kontext von Trans*-Politiken gefordert wurde. Ein anderes Beispiel dafür, wie Herrschaftsverhältnisse sich historisch verändern, ist die aktuelle Bedeutungszunahme der Religion zur Konstruktion kultureller Differenz im Kontext von Rassismen. Auch die Bedeutungszunahme von Selbstverantwortung und Optimierung, z.B. durch die ideologische Verknüpfung von gesellschaftlicher Verantwortung und individueller

Gesundheitsprävention, ist historisch bedingt und verändert bodyistische Verhältnisse.

Mit Bezug zur sozialen Arbeitsteilung kann es auch zu widerstrebenden Logiken kommen. Ein Beispiel dafür ist die kostengünstige Reproduktion von Arbeitskraft: Aus Kapitalsicht kann es Sinn machen, wenn die Gesamtwirtschaft auf einem hohen Anteil unbezahlter Arbeit von erwerbstätigen Frauen oder auch Männern aufbaut, weil das die Reproduktionskosten der Arbeitskraft senkt. Es macht aber in einer kapitalistischen Logik ebenfalls Sinn, wenn Teile der für die Reproduktion der Arbeitskraft notwendigen Arbeit als Dienstleistung am Markt eingekauft werden, beispielsweise ein Pflegeplatz im Senior*innenheim für die Angehörigen oder der regelmäßige Restaurantbesuch. Denn dann kann auch mit der Arbeit, die ansonsten unentlohnt meist in Familien stattfindet, direkt Profit erzielt werden. Beide Logiken finden Eingang in die politische Gestaltung der sozialen Arbeitsteilung an der Schnittstelle von verschiedenen Herrschaftsverhältnissen (vgl. Winker 2015: 56ff.). Das methodische Vorgehen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse eignet sich dafür, die Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit von aktuellen Herrschaftsausprägungen in konkreten Kontexten zu analysieren sowie zu untersuchen, wie Menschen Herrschaftsverhältnisse stabilisieren, individuell in Frage stellen oder politisch herausfordern.

Empirisch mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse zu arbeiten, erfordert ein breites theoretisches Vorwissen. Kenntnisse der Rassismusforschung, der Disability Studies, der Klassismusforschung und der Gender und Queer Studies sind für ein grundlegendes Verständnis von Herrschaftsverhältnissen und für die Analyse von Identitätskonstruktionen und symbolischen Repräsentationen notwendig. Anschlussfähig für die Intersektionale Mehrebenenanalyse sind Ansätze, die soziale Differenzkategorien als grundlegend relational und interdependent verstehen.

Zusammengefasst geht der Intersektionale Mehrebenenansatz davon aus, dass vier Herrschaftsverhältnisse im Kapitalismus miteinander wirken und interagieren: Bodyismen, Heteronormativismen,

Klassismen und Rassismen sind relationale Konzepte, die über ihre Eingebundenheit in die soziale Arbeitsteilung und kapitalistische Profitmaximierung bestimmt werden. Diese deduktive Bestimmung von Herrschaftsverhältnissen ist Teil der theoretischen Gesellschaftsanalyse, auf deren Grundlage die Intersektionale Mehrebenenanalyse empirische Prozesse untersucht. Dabei geht sie von der sozialen Praxis und damit vom Subjekt aus. Dies ist Thema des folgenden Abschnitts, mit dem wir die Darstellung des Intersektionalen Mehrebenenansatzes abschließen.

1.4 Subjektorientierte Forschung

In diesem Teil zeigen wir, warum es ausgehend von den theoretischen Überlegungen des Intersektionalen Mehrebenenansatzes folgerichtig ist, sich in der empirischen Umsetzung am Subjekt zu orientieren. Dabei gehen wir genauer auf das Verhältnis von Subjekt und Identität ein und erläutern den Begriff Subjektkonstruktion, der für das methodische Vorgehen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse zentral ist. Schließlich widmen wir uns dem Begriff der Handlungsfähigkeit als Kernelement einer kritisch-transformativen intersektionalen Forschung.

Die Intersektionale Mehrebenenanalyse beginnt bei den empirisch beobachtbaren sozialen Praxen auf den drei Ebenen. Konkret heißt das, danach zu fragen, auf welche Identitätskonstruktionen sich die Akteur*innen beziehen, welche Normen, Leitbilder und Deutungsmuster in ihren Selbst- und Weltwahrnehmungen wirksam sind und welche sozialstrukturellen Zusammenhänge sie als relevant ansehen (Winker/Degele 2009: 67). Die zentrale Rolle, die das Subjekt innerhalb der Intersektionalen Mehrebenenanalyse einnimmt, wird praxeologisch begründet. Winker und Degele beziehen sich hierbei auf die Theorie der Praxeologie, die vor allem mit dem Soziologen Pierre Bourdieu in Verbindung gebracht wird. Er lieferte mit seinen Studien zur kabylischen und französischen Gesellschaft einen wichtigen Bei-

trag zum Verständnis der widersprüchlichen Eigenlogik des Sozialen zwischen Handeln und Struktur (vgl. Bourdieu 1979). Soziale Praxen, also das Handeln der Subjekte, stehen der Praxeologie zufolge in einer wechselseitig konstitutiven Beziehung zu den gesellschaftlichen Bedingungen. Das Subjekt wird als zugleich unterworfen und handlungsfähig konzipiert.[8] Der Mensch ist ein gesellschaftliches Wesen, das als solches nur im Rahmen der vorgefundenen sozialen Bedingungen handeln kann, ohne jedoch in diesem Handeln determiniert zu sein. Die sozialen Bedingungen werden in der Intersektionalen Mehrebenenanalyse auf den bereits erläuterten drei Ebenen erfasst: »Über soziale Praxen, d.h. soziales Handeln und Sprechen, entwerfen sich Subjekte in sozialen Kontexten, konstruieren Identitäten, verarbeiten den Einfluss bestimmter symbolischer Repräsentationen, stützen soziale Strukturen oder stellen sie in Frage. Umgekehrt bilden die drei angesprochenen Ebenen den Rahmen für soziale Praxen.« (Winker 2012: 19)

Die praxeologische Herangehensweise der Intersektionalen Mehrebenenanalyse hat in der Rezeption mitunter für Missverständnisse über die Bedeutung der Identitätsebene für die intersektionale Analyse gesorgt. Eine Kritik an der Intersektionalen Mehrebenenanalyse lautet, dass sie bei der Analyse der Identitätsebene stehen bleiben würde. So kritisiert Sonja Kubisch, dass soziale Differenz in der Intersektionalen Mehrebenenanalyse als Frage von Identitätskonstruktionen betrachtet und die Wechselwirkung zwischen sozialen Strukturen und sozialer Praxis vernachlässigt würde (Kubisch 2012: 102f.). Andere

8 Die meisten der uns bekannten Arbeiten, die mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse entstanden sind, haben ein Konzept von Handlungsfähigkeit. Die theoretische Herleitung der Handlungsfähigkeit kann dabei durchaus unterschiedlich sein. So beziehen sich z.B. Nowak/Hausotter/Winker (2012: 10ff.) auf die Kritische Psychologie im Anschluss an Klaus Holzkamp (1983), Schrader (2013: 124ff.) bezieht sich auf Arbeiten von Judith Butler (1991), Gayatri Spivak (2012) sowie Donna Haraway (1995) und Ganz (2018: 93f.) bezieht sich auf die poststrukturalistische Argumentation eines brüchigen Diskurses, der Kontingenzschließung durch das Subjekt erfordert (Marchart 2010: 313f.; Nonhoff/Gronau 2012: 109–130).

Autor*innen bewerten die gesellschaftstheoretische Bedeutung von Identitätskonstruktionen generell als gering. So befindet Michael May in einer Auseinandersetzung mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse, dass die Analyse von Identitätskonstruktionen forscherisch weniger bedeutsam sei, als »zu rekonstruieren, welche Eigenschaften und Vermögen in welchen Verhältnissen als z.B. geschlechts- oder kulturspezifische kodiert werden« (May 2012: 34). In eine ähnliche Richtung weist die Einschätzung von Michael Zander. Er attestiert der Intersektionalen Mehrebenenanalyse eine fehlende Unterscheidung zwischen deskriptiven und normativen Identitätskonstruktionen, wodurch dieser Ansatz auch »potenziell deskriptiven Aussagen einen ausgrenzenden Inhalt unterschiebt« (Zander 2017: 55).

Wir verstehen die Intersektionale Mehrebenenanalyse als einen Ansatz, der soziale Differenzierungsprozesse in kapitalistischen Gesellschaften analysiert und es dabei vermag, die Zusammenhänge zwischen persönlichen Erfahrungen, gesellschaftlichen Verhältnissen sowie kollektiven Praxen in den Blick zu nehmen. Durch die Kombination induktiver und deduktiver Prinzipien kann außerdem eine kritische Analyse sozialer Praxen im Kontext von Herrschaftsverhältnissen erfolgen, ohne sich in einer normativen Bewertung des Denkens und Handelns einzelner Menschen zu verlieren.

Die zentrale praxeologische Annahme der Intersektionalen Mehrebenenanalyse ist, dass sich die Erscheinungsformen von Herrschaftsverhältnissen nicht aus ökonomischen Gesetzmäßigkeiten ableiten lassen, sondern erst durch soziale Praxen eine gesellschaftliche Gestalt bekommen. Die soziale Praxis ist also nicht durch die Herrschaftsverhältnisse im kapitalistischen System determiniert. Sie ist kein bloßer Effekt von Strukturen, die von einem theoretischen Standpunkt aus erklärt werden können. Eine zentrale Herausforderung für die Forschenden sieht Winker gerade darin, »abstrakte Erkenntnisse nicht mit konkreten Lebensverhältnissen zu verwechseln und auf Akteur*innen oder Interviewpersonen zu übertragen« (Winker 2012: 18). Eine differenzierte theoretische Gesellschaftsanalyse sei zwar die Grundlage der intersektionalen Forschung, sollte uns aber

nicht zu der Annahme verleiten, bereits alles über die Formen von Diskriminierung und struktureller Unterdrückung zu wissen, die im Forschungsfeld vorkommen. Denn gerade intersektional Forschende müssen sich zum einen darüber bewusst sein, dass sich soziale Differenzen auf vielfältige und oft überraschende Weise artikulieren, und zum anderen im Blick behalten, wie schwierig es ist, ebenjene Differenzen aus der partialen Perspektive der Forschenden zu erkennen. »Also muss es im Feld zunächst darum gehen, den Individuen mit ihren Konstruktionen, ihren Bedeutungszuweisungen, ihren normativen Stellungnahmen, ihren Einschätzungen von Gesetzen und Institutionen zuzuhören und diese ernst zu nehmen.« (Ebd.: 18) Die Intersektionale Mehrebenenanalyse zielt auf Aussagen darüber ab, wie sich Herrschaftsverhältnisse auf die soziale Praxis auswirken, um dabei nachzuvollziehen, wie Subjekte sich in der sozialen Praxis aktiv positionieren und damit sowohl zur Reproduktion von sozialer Ungleichheit als auch zu sozialem Wandel beitragen. Der Ausgangspunkt für diese Erkenntnis ist die subjektive Art und Weise, wie Menschen die Welt und ihre Lebenskontexte konstruieren.

Empirisch kommt damit der Selbstpositionierung von Subjekten eine zentrale Rolle zu, da sie die Grundlage der angestrebten Analyse von Handlungsfähigkeit bildet. Die Intersektionale Mehrebenenanalyse untersucht, wie sich Einzelne[9] als Subjekte aktiv innerhalb der gesellschaftlichen Gegebenheiten, die für sie relevant sind, positionieren. Dies lässt sich mit dem für die Intersektionale Mehrebenenanalyse mittlerweile zentralen Konzept der Subjektkonstruktion erfassen. Subjektkonstruktionen werden durch die Analyse von Interviewaussagen gewonnen, indem die zentralen Wechselwirkungen zwischen den Verweisen auf die Identitäts-, Repräsentations- und Sozialstrukturebene untersucht werden (zum methodischen Vorgehen vgl. Abschnitt 2.5). Zwar findet sich in Winker und Degele (2009) hierfür

9 Ein einzelner Fall muss nicht zwingend ein Individuum, sondern kann auch eine Gruppe sein. Zur Intersektionalen Mehrebenenanalyse mit Gruppendiskussionen vgl. Abschnitt 2.4.6.

noch die Bezeichnung »zentrale Identitätskonstruktionen«. Da diese Bezeichnung begriffslogisch aber nicht ganz passend ist, wurde sie später durch den Begriff Subjektkonstruktionen ersetzt (vgl. Winker/Degele 2011: 59; Winker 2012: 20). Eine Subjektkonstruktion wird in der Intersektionalen Mehrebenenanalyse nicht als Ausdruck von Identität verstanden, sondern als aktive Selbstpositionierung mit Bezug zu und in Auseinandersetzung mit Herrschaftsverhältnissen auf und zwischen allen drei Ebenen.

Um die »Logik der Praxis«, von der Bourdieu spricht, analytisch nicht aus den Augen zu verlieren, geht die Intersektionale Mehrebenenanalyse beim Herausarbeiten von Subjektkonstruktionen streng induktiv vor. Sie interessiert sich für die Identitätskonstruktionen, symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen, welche von den Interviewten für sich oder das besprochene Thema als relevant angesehen werden.[10] Der Blick auf die Analyseebenen unterscheidet sich je nachdem, ob gerade in einer theoretischen oder einer methodologisch-empirischen Hinsicht über sie nachgedacht wird. Auf der Ebene der sozialen Strukturen werden in der Theorie die vier bereits genannten Strukturkategorien (Klasse, Geschlecht, »Rasse«, Körper) beschrieben. In der Empirie begegnen uns diese sozialen Strukturen auf einer weniger abstrakten Ebene des Alltagserlebens als juristische Normen und institutionelle Regeln (z.B. des Bildungs- oder Erwerbssystems). Hier gilt es analytisch herauszuarbeiten, wie sich Herrschaftsverhältnisse konkret sozialstrukturell manifestieren (vgl. 2.5.1.3). Gleiches gilt für die Ebene der symbolischen Repräsentationen. In der Logik der Theorie stellen sich symbolische Repräsentationen als Diskurse dar, die eine Gesellschaft grundlegend prägen. Im empirisch beobachteten Alltag hingegen haben symbolische Repräsentationen die Form von komplexen und widersprüchlichen Normen, Stereoty-

10 Das Konzept der praxeologischen Analyse verbinden viele Menschen intuitiv mit ethnografischen Beobachtungen. Für die Analyse von Selbstpositionierungen mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse sind jedoch bestimmte Formen des qualitativen Interviews besser geeignet (vgl. Abschnitt 2.4).

pen, Werten oder Normalismen. Bei der Identitätsebene handelt es sich in theoretischer Hinsicht um »interpersonale Subjektivierungen« (Degele 2019: 344), während sich empirisch insbesondere Aussagen über Eigenschaften von sich und anderen finden, mit denen sich die Menschen beschreiben und zu anderen Menschen ins Verhältnis setzen (vgl. 2.5.1.2).

Die empirische Analyseleistung besteht zunächst darin, die Interviewinhalte den Ebenen des Sozialen zuzuordnen und die Wechselwirkungen so herauszuarbeiten, dass die Subjektkonstruktionen einer Person deutlich werden. Dass hier der Begriff Subjektkonstruktionen im Plural verwendet wird, ist Absicht, denn die Intersektionale Mehrebenenanalyse geht davon aus, dass Subjekte hinsichtlich ihrer Selbstpositionierung mehrdimensional sind: Ein Individuum kann mehrere Subjektkonstruktionen haben. Induktiv heißt außerdem, dass an dieser Stelle noch keine Zuordnung zu den theoretisch begründeten Herrschaftsverhältnissen erfolgt.[11] Diese erfolgt im zweiten Block der empirischen Analyse. Im zweiten Analyseblock ist es die Aufgabe der Forschenden, die sozialen Praxen zu den gesellschaftlichen Bedingungen, d.h. zu den Sozialstrukturen und den symbolischen Repräsentationen ins Verhältnis zu setzen. Auch erfolgt hier die Analyse der Subjektkonstruktionen auf die Frage hin, welches ausgrenzende respektive gemeinschaftsstiftende oder solidarische Potenzial sie haben. Hier fließt somit das gesamte gesellschaftstheoretische Wissen ein. Die Subjektkonstruktionen können dadurch in ihrem gesellschaftlichen Kontext kritisch betrachtet werden, ohne einzelne Aussagen übermäßig zu interpretieren. Indem somit die konkret genannten Gesetze, Institutionen, Werte, Stereotype, Selbst- und Fremdbilder als Erscheinungsformen abstrakterer Zusammenhänge eingeordnet

11 In den ersten Veröffentlichungen zum Intersektionalen Mehrebenenansatz wird noch vorgeschlagen, die Interviewaussagen bereits hier den deduktiv gesetzten Strukturkategorien zuzuordnen (Winker/Degele 2009: 86). Dieser Vorschlag wurde dann dahingehend revidiert, die Subjektkonstruktionen streng induktiv zu formulieren und die Bezüge zu den deduktiven Analysekategorien in einem deutlich getrennten Arbeitsschritt vorzunehmen (Winker 2012: 22).

werden, entgeht die Intersektionale Mehrebenenanalyse der Gefahr, bei der »Logik der Praxis« stehenzubleiben.

Mit der Herausarbeitung und vertiefenden Analyse der Subjektkonstruktionen verfolgt die Intersektionale Mehrebenenanalyse den kritisch-transformativen Anspruch von Intersektionalität. Forschung soll einen Beitrag dazu leisten, die Lebensumstände von Menschen so zu durchdringen, dass diese dazu in die Lage versetzt werden, ihre Lebensbedingungen in gemeinschaftlichem Handeln zu verbessern. Die subjektorientierte Herangehensweise der Intersektionalen Mehrebenenanalyse erlaubt es, das individuelle Erleben und Handeln als Umgang mit Herrschaftsverhältnissen zu betrachten:

> »Es lässt sich also nachvollziehen, wie der oder die jeweils Einzelne sich an die gegebenen Lebensbedingungen anpasst, wo und wie diese Person die sie beeinträchtigenden und diskriminierenden Strukturen und Normen durch ihre sozialen Praxen am Leben erhält, wo sie sich widersetzt, welche Chancen diese Widersetzungen angesichts übermächtiger Herrschaftsstrukturen hat, wo gemeinschaftliches Handeln zur eigenen Handlungserweiterung notwendig wäre, welche Hindernisse diesem Vorgehen im Wege stehen. So werden die herrschaftsstabilisierenden und normierenden Wirkungen des sozialen Handelns sozialer Akteur_innen offengelegt.« (Winker 2012: 23)

Der Durchdringung der Lebensumstände dient die Kategorie der Handlungsfähigkeit. Diesen Begriff, den wir im Folgenden erläutern, schlägt Winker (2012) mit Bezug auf die Kritische Psychologie vor.

Unter Handlungsfähigkeit wird in der Kritischen Psychologie die »gesamtgesellschaftlich vermittelte Verfügung über die eigenen Lebensbedingungen« (Holzkamp 1983: 239) verstanden. Die Kritische Psychologie interessiert sich dafür, wie Menschen unter den Bedingungen von Herrschaft und Ungleichheit ihr Leben und ihre Lebensbedingungen gestalten – wobei Lebensbedingungen in kollektiven Prozessen als gesellschaftliche Bedingungen gestaltet werden. Mit der Kategorie der Handlungsfähigkeit legt die Kritische Psychologie,

so Morus Markard, den Fokus auf das Verhältnis von Handlungsmöglichkeiten und -behinderungen und auf die Frage, wie diese mit Herrschaftsverhältnissen verstrickt sind (Markard 2017: 235). Sie interessiert sich also dafür, warum Menschen sich häufig mit dem Gegebenen arrangieren, statt nach Alternativen zu suchen, die ihnen und anderen mehr Handlungsmöglichkeiten eröffnen würden. Dass Menschen oftmals das Risiko scheuen, sich gegen die Verhältnisse aufzulehnen, hat etwas damit zu tun, wie sie Herrschaftsverhältnisse im Laufe ihrer Biografie erlebt haben:

> »Welche ideologischen Angebote werden ihnen gemacht? Wie werden renitente Handlungsimpulse abgewehrt? Welche sozialen Unterstützungen oder Hemmnisse liegen vor? Welche Kompromisse auf wessen Kosten werden geschlossen? Welche Erfahrungen führten zu welchen Resignationen? Ist mir der Spatz in der Hand lieber als die Taube auf dem Dach? Welchen Emotionen fühle ich mich ausgeliefert, welche meine ich wie kontrollieren zu müssen, welche werden mir als (un)angemessen angedient?« (Markard 2017: 236)

Die Kritische Psychologie arbeitet mit dem Begriffspaar restriktive und erweiterte Handlungsfähigkeit. Restriktives Handeln nimmt die vorgefundenen gesellschaftlichen Bedingungen hin, auch wenn sie beschränkend sind. Erweitertes Handeln verändert die Bedingungen des Handelns (Meretz 2017: 89). Auf eine Weise zu handeln, die über die gegebenen Bedingungen hinausragt, ist allerdings gar nicht so einfach, wie Stefan Meretz deutlich macht: Herrschaftsverhältnisse führen dazu, dass Menschen mit dem Widerspruch konfrontiert sind, »sich entweder durch Akzeptanz der bestehenden Bedingungen um eine verbesserte Lebensqualität zu bringen oder durch Versuche der Erweiterung von Möglichkeiten Konflikte zu riskieren« (ebd.). Mit den beiden Begriffen der restriktiven und der erweiterten Handlungsfähigkeit lässt sich analysieren und reflektieren, wie in der sozialen Praxis mit den gegebenen Bedingungen umgegangen wird. Gesellschaftliche Bedingungen führen nicht linear zu einer bestimmten sozialen

Praxis, sondern werden durch das Medium gesellschaftlicher Bedeutungen vermittelt. Aus der »unendlich vielfältigen Gesamtheit der Bedeutungen« (ebd.: 93) wählt das Subjekt aktiv bestimmte Bedeutungen aus und entwickelt so die Prämissen seines Handelns.

Der Gedanke, dass Handlungen immer individuell begründet und motiviert sind, ist wichtig für die qualitative Forschung. Was ein Mensch macht und für welchen Umgang mit den vorgefundenen restriktiven Bedingungen er sich entscheidet, hängt von den jeweils eigenen Prämissen ab. Prämissen und Gründe lassen sich nur konkret für jedes Subjekt ergründen. Die Kritische Psychologie hat davon ausgehend die Prämisse der Mitforschung in der subjektwissenschaftlichen Sozialforschung begründet. Damit sind Arbeitsweisen gemeint, durch welche die Menschen, deren Leben betrachtet wird, an der Analyse ihrer jeweils eigenen sozialen Praxen beteiligt werden. Dies lässt sich mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse verbinden, wie wir in Kapitel 3 zeigen.

Intersektionale Sozialforschung mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse bedeutet zusammengefasst, auf der Grundlage eines feministisch-materialistischen Gesellschaftsverständnisses subjektorientiert zu forschen. Der Intersektionale Mehrebenenansatz interessiert sich in der empirischen Anwendung dafür, wie gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse im Kapitalismus durch soziale Praxen reproduziert und dabei gestaltet werden und wie Subjekte in ihren sozialen Praxen Formen des Widerstandes gegen miteinander verschränkte Formen rassistischer, heteronormativer, klassistischer und bodyistischer Ausbeutung, Ausgrenzung und Diskriminierung entwickeln. Im folgenden Kapitel stellen wir die damit verbundenen methodologischen Überlegungen vor.

2. Methodologie: Die Intersektionale Mehrebenenanalyse

Das Anliegen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse besteht darin, empirisch zu erforschen, wie sich Menschen in Verhältnissen sozialer Ungleichheit positionieren. Positionierung umfasst dabei ein weites Verständnis von sozialen Praxen des Sprechens und Handelns. Methodologisch kommt in der Intersektionalen Mehrebenenanalyse eine Kombination aus deduktiven und induktiven empirischen Techniken zum Einsatz. Die Forschenden verknüpfen an verschiedenen Punkten im Forschungsprozess das, was sie im Feld als relevante Identitätskonstruktionen, Bezüge zu symbolischen Repräsentationen und Verweise auf soziale Strukturen vorfinden, mit Ansätzen aus gesellschaftskritischen Theoriebeständen wie der Rassismusforschung, der Geschlechterforschung, den Disability Studies und der sozialen Ungleichheitsforschung. Die Analyse arbeite sich – ähnlich wie bei den verschachtelten russischen Matrjoschkas – »durch einen theoretischen Rahmen ins Empirische hinein und dann wieder hinaus« (Degele 2013: 19).

In diesem Kapitel stellen wir die methodische Arbeit mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse vor, beginnend mit einigen einführenden Bemerkungen zum Forschungsprozess und der zugrunde liegenden Forschungshaltung. Anschließend beleuchten wir die einzelnen Etappen des Forschungsprozesses Schritt für Schritt. Dabei beschränken wir uns nicht auf die Erläuterung der acht Schritte, die Winker und Degele (2009) für die Intersektionale Mehrebenenanalyse vorgeschlagen haben, sondern geben Hinweise und Tipps zum gesam-

ten Forschungsprozess von der Entwicklung der Forschungsfragen bis zur Formulierung der Ergebnisse. Dies soll Forschende mit wenig Erfahrung dabei unterstützen, einen Einstieg in die Umsetzung der Intersektionalen Mehrebenenanalyse zu finden. In den beiden folgenden Abschnitten geben wir zunächst einen ersten Überblick über den Forschungsprozess (2.1) und betrachten die Zeitplanung für ein empirisches Projekt (2.2). Im Anschluss beschäftigen wir uns mit dem Untersuchungszugang (2.3), der Datenerhebung (2.4) und schließlich mit den Auswertungsschritten (2.5 bis 2.9). Erfahrene Forscher*innen werden in den Abschnitten 2.2 bis 2.4 viel Bekanntes finden. Lehrenden können diese Abschnitte eine Orientierung geben, wie der Ansatz in Lehrforschungsprojekten vermittelt und angewendet werden kann.

2.1 Der Forschungsprozess im Überblick

Die Intersektionale Mehrebenenanalyse wird häufig als Ansatz mit der »Acht-Schritte-Methode« bezeichnet, wobei die dargelegte Reihenfolge keine starre Vorgabe ist, sondern Wiederholungen und ergänzende Recherchen möglich sind (Winker/Degele 2009: 79f.). Charakteristisch für den Ansatz ist eine vom Subjekt ausgehende Vorgehensweise, in der eine deskriptive und eine interpretative Herangehensweise miteinander verbunden werden. Die Intersektionale Mehrebenenanalyse kann prinzipiell mit verschiedenen methodischen Ansätzen kombiniert werden, solange darauf geachtet wird, dass diese mit der grundlegenden Forschungshaltung des Intersektionalen Mehrebenenansatzes kompatibel sind.

Bei aller Offenheit in der Abfolge einzelner oder mehrerer Schritte gibt es eine zentrale Prämisse, die das konsequent subjektorientierte Vorgehen betrifft. Es handelt sich um die Trennung in einen induktiven und einen deduktiven Analyseblock. Im ersten Block findet die Auswertung von Einzelfällen statt. Die Analysehaltung ist hierbei vorwiegend induktiv. Denn anders als in einigen anderen theoriebildenden qualitativen Ansätzen wird in der Intersektionalen Mehrebe-

nenanalyse jeder Einzelfall grundsätzlich zunächst in seiner eigenen Logik und Struktur erfasst. Dieser Zugang zum Material dient dazu, die Selbstpositionierungen individueller Subjekte auf eine Weise herauszuarbeiten und zu Subjektkonstruktionen zusammenzufassen, in der die Befragten sich selbst wiederfinden (zum Begriff Subjektkonstruktionen vgl. Abschnitt 1.4). Hierbei kommen mit der Unterscheidung von Identitäten, symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen zwar theoretisch begründete Analysekategorien zum Einsatz. Dennoch ist die Forschungshaltung der Intersektionalen Mehrebenenanalyse im ersten Analyseblock sehr zurückhaltend. Interpretationshypothesen werden für die spätere vertiefende Analyse sozialer Positionierungen in sogenannten Memos festgehalten (vgl. Abschnitt 2.5), aber fließen noch nicht in die Beschreibung der Subjektkonstruktionen ein. Diese methodologische Prämisse schließt eine Kombination mit Verfahren aus, die theoretische Kategorien direkt an das Material anlegen.[1]

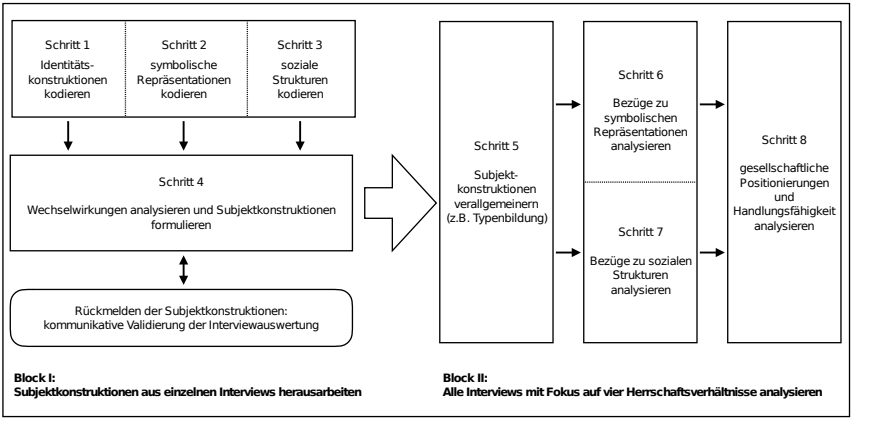
Nach einer optionalen Verdichtung der Fälle zu Clustern oder Typen erfolgt im zweiten Block die Gesamtschau aller untersuchten Fälle unter Hinzuziehung deduktiver Analysekategorien. Erst hier werden die Selbstpositionierungen auf ihren kontextspezifischen Sinn hin analysiert und die zugrunde liegenden gesellschaftlichen Zusammenhänge erforscht. In diesem Block kommen die deduktiven[2] Kate-

1 Einige Arbeiten verbinden die Intersektionale Mehrebenenanalyse mit der Grounded Theory nach Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss (1979) und nutzen beispielsweise das axiale Kodierparadigma zur Analyse der Wechselwirkungen zwischen den drei Ebenen (Carstensen et al. 2014: 38–41). Bei der Analyse der Einzelfälle wird hierbei bereits stärker theoriegenerierend gearbeitet. Das Vorgehen bringt an vielen Stellen wie dem Sampling, der Typenbildung und fallübergreifenden Analyse einen etwas anderen Einsatz von Methoden mit sich, auf den wir in der folgenden Darstellung jedoch nicht immer extra verweisen. Für die Hinweise zur Verbindung der Grounded Theory mit dem Intersektionalen Mehrebenenansatz danken wir Anna Köster-Eiserfunke.

2 Induktion und Deduktion sind Bezeichnungen für unterschiedliche Arten, theoretisches Vorwissen und empirische Beobachtungen aufeinander zu beziehen. Deduktiv sind theoriegeleitete Verfahren, in denen Beobachtungen dazu dienen,

gorien der intersektionalen Ungleichheitsforschung zum Tragen und es können Forschungsfragen beantwortet werden, die sich erstens auf unterschiedliche soziale Positionen im Forschungsfeld richten, zweitens ergründen, wie gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse im Feld wirksam werden, und drittens zur Herausarbeitung von Handlungsmöglichkeiten beitragen, mit denen Menschen sich gegen Herrschaftsverhältnisse zur Wehr setzen können. In den eigenen theoretischen und methodischen Grundlagen sollte ein solcher fundierter Blick auf subjektives Handeln eine wichtige Rolle spielen.

Abbildung 1: Die Auswertungsschritte der Intersektionalen Mehrebenenanalyse



Theorien zu überprüfen oder anzupassen. Induktiv sind Verfahren, in denen Theorien oder Hypothesen von der Beobachtung ausgehend gebildet werden. Induktion und Deduktion sind unterschiedliche epistemologische Umgangsweisen mit empirischen Beobachtungen, die sich im Verlauf eines Forschungsprozesses abwechseln und ergänzen können. Die Annahme, dass beim induktiven Vorgehen völlig unwissend an den Gegenstand herangetreten wird, ist somit ein »induktivistisches Selbstmissverständnis« (Kelle/Kluge 2010: 18–21). Die Intersektionale Mehrebenenanalyse kombiniert eine vorwiegend induktive Beschreibung der Selbstpositionierungen mit einer vorwiegend deduktiven Analyse ihrer sozialen Bedeutung.

Abbildung 1 zeigt die Auswertungsschritte der Intersektionalen Mehrebenenanalyse im Überblick. Der Forschungsprozess beginnt allerdings schon davor, weshalb wir die Etappen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse wie folgt zusammenfassen: Die Beschäftigung mit dem eigenen Erkenntnisinteresse, die Formulierung von Forschungsfragen und Überlegungen zum Feldzugang (Abschnitt 2.3) stehen am Anfang jedes Forschungsprozesses. Hier gilt es zu entscheiden, ob die Intersektionale Mehrebenenanalyse der geeignete Weg ist, um die Forschungsfragen zu beantworten. Oder anders formuliert: Welche Forschungsfragen sind geeignet, um mit diesem Ansatz beantwortet zu werden – und welche nicht? Geklärt werden muss außerdem, ob ein Feldzugang möglich ist, der zum Erkenntnisinteresse und zum Ansatz passt. Bei der Datengenerierung (Abschnitt 2.4) geht es darum, Einblicke in die sozialen Praxen von Menschen zu erlangen. Dazu werden in der Regel Interviews geführt. Die Intersektionale Mehrebenenanalyse stellt spezifische Anforderungen an die Gestaltung des Leitfadens für die Interviews. Aber auch weitere Datenformen und Artefakte kommen in Frage, um soziale Praxen zu erheben und Selbstpositionierungen zu ermitteln. Geklärt werden muss auch, wie viele Daten für das jeweilige Forschungsvorhaben generiert werden können und wie beim Sampling vorgegangen wird.

Die Datenauswertung beginnt mit dem Herausarbeiten der Selbstpositionierungen in Form von Subjektkonstruktionen (Abschnitt 2.5). Diese Etappe entspricht den Schritten eins bis vier der Intersektionalen Mehrebenenanalyse. Untersucht wird, wie sich die Selbstpositionierungen von Subjekten auf drei Analyseebenen entfalten: auf den Ebenen der sozialen Strukturen, der symbolischen Repräsentationen und der Identitätskonstruktionen. Auf dieser Grundlage werden dann die Subjektkonstruktionen einzelner Personen formuliert und beschrieben. Aufgrund der subjektzentrierten Forschungsperspektive der Intersektionalen Mehrebenenanalyse liegt es nahe, im Anschluss eine kommunikative Validierung von Subjektkonstruktionen (Abschnitt 2.6) durchzuführen. Dazu werden die Subjektkonstruktionen an die Interviewten zurückgemeldet.

In der nächsten Etappe werden die Subjektkonstruktionen in ihrem gesellschaftlichen Kontext betrachtet und können dadurch als soziale Positionierungen beschrieben und analysiert werden. Dies kann bei einer kleinen Fallzahl entlang von Einzelfällen erfolgen. Meistens jedoch werden die Einzelfälle vor der vertiefenden Analyse verdichtet. Hierzu bietet sich in oft die Methode der Typenbildung an. Diese Etappe entspricht Schritt fünf der Intersektionalen Mehrebenenanalyse (Abschnitt 2.7). Durch eine vertiefte Analyse der Bezüge zu den sozialen Strukturen und symbolischen Repräsentationen gelangt man von Selbstpositionierungen zu gesellschaftlichen Positionierungen. Dies entspricht Schritt sechs und sieben der Intersektionalen Mehrebenenanalyse. Die zentrale Herausforderung besteht hier darin, die empirisch herausgearbeiteten Selbstpositionierungen mit theoretischen Ansätzen zusammenzubringen (Abschnitt 2.8). Zuletzt folgt die Analyse von Handlungsfähigkeit, also Schritt acht der Intersektionalen Mehrebenenanalyse. Es hängt von der Fragestellung ab, ob dies bereits das Forschungsergebnis darstellt oder ob die Ergebnisse zur Handlungsfähigkeit nochmals mit Blick auf die Forschungsfragen vertieft diskutiert werden (Abschnitt 2.9). Dieser erste Überblick zeigt, dass jeder Forschungsprozess aus vielen kleinen Schritten besteht, die alle mit wichtigen Entscheidungen verbunden sind. Jeder einzelne dieser Schritte kann sich im Forschungsprozess ›groß‹ anfühlen. Wichtig ist es deshalb – auch hinsichtlich Zeitplanung –, immer wieder den Gesamtprozess in den Blick zu nehmen und bereits in der Planung des Forschungsprozesses zu berücksichtigen, welche Ressourcen zur Verfügung stehen.

2.2 Zeitlicher Rahmen

Bereits ein knapper Überblick über die einzelnen Etappen eines Forschungsprozesses mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse macht deutlich, wie umfangreich derartige Forschungsvorhaben sein können. Dies verwundert nicht, wenn man sich die Anforderungen vor

Augen führt, welche mit einer intersektionalen Forschungsperspektive verbunden sind. Schließlich geht es darum, zu untersuchen, wie sich in spezifischen Kontexten jeweils auf komplexe Weise miteinander verwobene Herrschaftsverhältnisse in den sozialen Positionierungen unterschiedlicher Menschen widerspiegeln und wie deren soziale Praxen und Lebenschancen dadurch beeinflusst werden. Auch wenn die acht von Winker und Degele (2009) vorgeschlagenen Schritte auf den ersten Blick gut handhabbar wirken, birgt der Forschungsprozess erfahrungsgemäß vielfältige Herausforderungen. Wo diese genau liegen, hängt nicht nur vom Gegenstand der Forschung ab, sondern auch vom geplanten Umfang und der institutionellen Einbindung des Forschungsprojektes sowie von den Erfahrungen der Forschenden. Es ist deshalb wichtig, die eigenen Ziele abhängig vom Rahmen des Forschungsvorhabens kritisch zu beurteilen. Was will ich mit meiner Forschung erreichen? Welcher Rahmen ermöglicht mir die Umsetzung meines Vorhabens? Inwiefern sind dadurch aber auch Grenzen gesetzt?

Eine der wichtigsten Rahmenbedingungen für jedes Forschungsvorhaben ist die verfügbare Zeit. Die meisten wissenschaftlichen Arbeiten entstehen in einem institutionell vorgegebenen Rahmen, z.B. als Studienabschlussarbeit, Promotionsschrift oder Forschungsprojekt an einer Hochschule oder Wissenschaftseinrichtung. Es leuchtet unmittelbar ein, dass im Rahmen einer studentischen Hausarbeit anders gearbeitet werden muss als bei einem mehrjährigen Forschungsprojekt, an dem mehrere erfahrene Mitarbeiter*innen mit ihrer vollen Erwerbsarbeitszeit beteiligt sind. Größere Projekte ermöglichen es z.B., arbeitsteilig vorzugehen. So können weiter Daten erhoben werden, während bereits erste Interviews ausgewertet werden. Gleichzeitig können gesetzliche Grundlagen oder Diskurse recherchiert oder analysiert werden, die im Forschungsfeld relevant sind. All diese Arbeitsschritte erfordern wiederum fachliche Kompetenzen. Es müssen bei der Planung also auch die persönlichen Voraussetzungen berücksichtigt werden, sowohl mit Blick auf die Zeit, die in das Vorhaben

investiert werden kann, als auch mit Blick auf die Fähigkeiten und Interessen der Beteiligten.

Eine weitere wichtige Frage betrifft den Zugang zum Forschungsfeld. Sind bereits Kontakte vorhanden oder müssen sie aufgebaut werden? Handelt es sich um ein Forschungsfeld, das leicht oder eher schwer zugänglich ist – und zwar für die Forschenden, die konkret an diesem Vorhaben beteiligt sein sollen? Gibt es institutionelle Rahmenbedingungen, die den Zugang fördern oder erschweren? Wie ist es um das eigene Vorwissen über das Feld und die für die Interviewpartner*innen relevanten Diskurse und sozialen Strukturen bestellt? Selbstverständlich ist es schon aufgrund der offenen Herangehensweise der Intersektionalen Mehrebenenanalyse nicht möglich, vorab genau einzuschätzen, *welche* Diskurse und sozialen Strukturen relevant sind. Im Zeit- und Arbeitsplan muss deshalb berücksichtigt werden, dass die Forschenden sich im Verlauf der Auswertung in verschiedene Themen einarbeiten müssen. An dieser Stelle stehen viele Forschende zusätzlich vor einer weiteren Herausforderung, die oftmals mit zeitintensiven Auseinandersetzungen verbunden ist: Die Auswertungsschritte einer Intersektionalen Mehrebenenanalyse erfordern es, die Wechselwirkungen von sozialen Strukturen, symbolischen Repräsentationen und Selbstpositionierungen zu analysieren, um herauszuarbeiten, wie rassistische, bodyistische, klassistische und heteronormative Herrschaftsverhältnisse im Feld interagieren. Dies ist eine anspruchsvolle Aufgabe, die theoretisches Vorwissen bei den Forschenden voraussetzt. Eine erfahrene Forscherin, die über ein umfangreiches methodologisches und theoretisches Instrumentarium verfügt, kann hier anders vorgehen als eine Nachwuchsforscherin, die sich parallel erst in die gesellschaftstheoretischen Grundlagen einarbeiten muss. Dies heißt nicht, dass die Intersektionale Mehrebenenanalyse für solche Forscher*innen nicht in Frage kommt – es muss allerdings bei der Planung berücksichtigt werden. Ausgehend von den unterschiedlichen persönlichen Voraussetzungen und den institutionellen und feldspezifischen Rahmenbedingungen sind also vor Beginn des Forschungsprozesses einige Entscheidungen zu treffen. Tabelle 1

gibt exemplarisch einige Beispiele für unterschiedliche Rahmenbedingungen eines Forschungsprojektes und gibt an, was in diesem Rahmen ›machbar‹ ist.[3]

Tabelle 1: Arbeiten mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse in unterschiedlichen Forschungssettings

Rahmen der Forschung	**Zeitlicher Umfang**	**Feldzugang und Umfang des empirischen Materials**	**Ziel der Arbeit mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse**
Studentische Hausarbeit	4 Wochen	Einfacher Feldzugang Ein selbst geführtes Interview Alternativ: Sekundäranalyse bereits vorliegender Daten	Erste Erfahrung mit qualitativer Sozialforschung sammeln Verständnis der Ebenen vertiefen Einzelne Schritte der Intersektionalen Mehrebenenanalyse kennenlernen, z.B. Subjektkonstruktionen formulieren oder vertiefende Analyse von symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen

3 Die Zahl der Interviews, die im Rahmen von Projekten sinnvollerweise bearbeitet werden können, ist abhängig von den Vorkenntnissen der Forschenden und ihren zeitlichen Ressourcen. Die Angaben in Tabelle 1 sind Näherungswerte, die lediglich dazu dienen sollen, sich den Umfang eines empirischen Projektes vorzustellen.

Rahmen der Forschung	**Zeitlicher Umfang**	**Feldzugang und Umfang des empirischen Materials**	**Ziel der Arbeit mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse**
Studentisches Forschungsprojekt in einer Gruppe im Rahmen eines Projektseminars	1 bis 2 Semester	Einfacher Feldzugang Analyse von zwei bis fünf Interviews abhängig von der Gruppengröße und zur Verfügung stehenden Zeit alternativ: Sekundäranalyse bereits vorliegender Daten	Datenerhebung und Subjektkonstruktionen formulieren Ansätze zur Auswertung der sozialen Positionierungen und Handlungsansätze
Masterarbeit	6 Monate	Einfacher bis mittlerer Feldzugang Analyse von drei bis fünf Interviews	Exemplarische Antworten auf eine größere Forschungsfrage
Dissertation	3 bis 5 Jahre	Üblicherweise 10 bis 20 Interviews Komplexer Feldzugang möglich	Vollständige Intersektionale Mehrebenenanalyse Bearbeitung einer größeren Forschungsfrage
Forschungsprojekt mit mehreren Mitarbeiter*innen und finanziellen Ressourcen	2 bis 3 Jahre	Umfangreiche Datenerhebung Kombination mit weiteren Daten und Analysemethoden Komplexer Feldzugang	Vollständige Intersektionale Mehrebenenanalyse Erhebung umfangreicher Daten zu sozialen Strukturen und symbolischen Repräsentationen Handlungsansätze herausarbeiten und ins Feld zurückgeben Praxisforschung

Selbst wenn eine umfassende Intersektionale Mehrebenenanalyse in dem gegebenen Rahmen nicht sinnvoll umsetzbar ist, können sich Forschende davon inspirieren lassen und Teile des Ansatzes und bestimmte Aspekte der Methodologie in die eigene Arbeit einfließen zu lassen, ohne der Intersektionalen Mehrebenenanalyse Schritt für Schritt zu folgen (Beispiele dafür finden sich in den Abschnitten 2.7 und 2.8). In manchen Fällen kann es aber auch sinnvoll sein, sich für eine andere methodische Herangehensweise zu entscheiden und Intersektionalität, wie Carastathis vorschlägt, als Heuristik zu nutzen, mit der die Ergebnisse interpretiert werden (Carastathis 2016: 59). Egal, wie die Entscheidung ausfällt: Bevor die ersten Interviews geführt werden können, ist es notwendig, sich intensiv mit dem eigenen Erkenntnisinteresse, den Forschungsfragen, dem Verhältnis der Forschenden zum Forschungsfeld und den verfügbaren Ressourcen auseinanderzusetzen und mit anderen darüber zu diskutieren.

2.3 Den eigenen Zugang klären

2.3.1 Erkenntnisinteresse

Wenn Forschende sich empirisch mit der Gesellschaft auseinandersetzen, bringen sie ein bestimmtes erkenntnisleitendes Interesse mit. Dieses Erkenntnisinteresse speist sich aus dem, was die Forschenden über die Gesellschaft und das Forschungsfeld wissen. Aber auch die eigene theoretische Verortung prägt die Fragen, die an die Gesellschaft gestellt werden. Das methodische Vorgehen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse gründet auf den gesellschaftstheoretischen Prämissen, die wir in Kapitel 1 ausführlich vorgestellt haben. Diese sollten sich im Erkenntnisinteresse widerspiegeln, damit der Ansatz in empirischen Projekten produktiv angewendet werden kann. Wer ›nur‹ nach einer übersichtlichen methodologischen Anleitung sucht, um Intersektionalität zu berücksichtigen, sollte sich nicht unbedingt für die Intersektionale Mehrebenenanalyse entscheiden. Aus der Er-

fahrung vieler Beratungen zur Auswahl einer geeigneten intersektionalen Methode plädieren wir dafür, die Wahl für diesen Ansatz nicht primär aus methodischen, sondern aus gesellschaftstheoretischen Überlegungen heraus zu treffen. Das Erkenntnisinteresse sollte mit folgenden Prämissen kompatibel sein:

- Das kapitalistische System der Profitmaximierung wird durch miteinander verwobene Herrschaftsverhältnisse stabilisiert und bringt vielfaches soziales Leid mit sich.
- In kapitalistischen Gesellschaften generieren vier Herrschaftsverhältnisse soziale Ungleichheit: Heteronormativismen, Rassismen, Klassismen und Bodyismen.
- Diese vier Herrschaftsverhältnisse sind durch Wechselwirkungen zwischen den drei Ebenen Identitätskonstruktionen, symbolische Repräsentationen und soziale Strukturen miteinander verwoben.
- Subjekte positionieren sich in diesen Verhältnissen mit ihren sozialen Praxen und können auf diese Weise zur Stabilisierung, aber auch zur Veränderung der Verhältnisse beitragen.

Wenn in einem Forschungsvorhaben zwar eine intersektionale Fragestellung bearbeitet wird, diese Prämissen aber nicht geteilt werden, dann ist die Intersektionale Mehrebenenanalyse nicht die richtige Wahl. Wen beispielsweise interessiert, wie Menschen mit unterschiedlichen sozialen Hintergründen das Serviceangebot eines Flughafens bewerten, dürfte mit einem weniger gesellschaftstheoretisch ausgerichteten Ansatz aus dem Werkzeugkasten der Markt- und Meinungsforschung besser beraten sein. Wer untersuchen will, welche Identitätsentwürfe es in Kolonialdiskursen des 19. Jahrhundert gab, wird Schwierigkeiten haben, aus den vorliegenden historischen Quellen Selbstpositionierungen herauszuarbeiten, könnte aber eine historische Diskursanalyse durchführen. In beiden Fällen ist die Intersektionale Mehrebenenanalyse nicht die geeignete Methode.

Das theoretische Vorwissen spielt an dieser Stelle ebenfalls eine Rolle: Die Intersektionale Mehrebenenanalyse ist, wie oben gezeigt,

in der feministisch-marxistischen Gesellschaftstheorie und der Praxeologie verortet und nimmt zudem Bezug auf poststrukturalistische Ansätze (z.B. Diskurstheorie, Performativitätstheorie). Forschende, die theoretisch ähnlich geschult sind, können mit diesem Ansatz gut arbeiten. Wer aus einer ›anderen Ecke‹ kommt und dies einfließen lassen will, muss sich bewusst machen, dass die Übersetzung zwischen unterschiedlichen Sozialtheorien überaus anspruchsvoll ist. Wer sich beispielsweise vornimmt, Niklas Luhmanns Systemtheorie mit dem Intersektionalen Mehrebenenansatz zu verbinden, wird viel Arbeit in die Übertragung von Konzepten und Begriffen stecken müssen und immer wieder an konzeptionelle Grenzen stoßen. Eine solche Übertragung wäre eine eigenständige wissenschaftliche Leistung. Selbstverständlich lässt sich auch eine Weiterentwicklung von theoretischen und methodischen Ansätzen mit empirischer Forschung verbinden. Je nach Umfang der Arbeit kann es aber ratsam sein, sich für eins von beidem zu entscheiden.

Aus den genannten Gründen ist es also unabdingbar, das eigene Erkenntnisinteresse zu Beginn eines Forschungsprozesses zu formulieren: Warum will ich zu diesem Thema empirisch forschen? Welchen Beitrag soll meine Forschung leisten? Welchen gesellschaftstheoretischen Prämissen folge ich? Die Arbeit an einem Exposé, das oft bei Abschluss- und Promotionsarbeiten gefordert ist, kann ein geeigneter Zeitpunkt sein, sich über die Ziele bewusst zu werden und die Möglichkeiten, diese zu erreichen, realistisch zu beurteilen. Ausgehend davon kann dann im nächsten Schritt die Forschungsfrage formuliert werden.

2.3.2 Fragestellung(en)

Die wichtigste Regel mag banal klingen, ist jedoch in der Forschungspraxis immer eine große Herausforderung: Die Forschungsfrage muss möglichst konkret sein und sie muss im Rahmen der geplanten Arbeit beantwortet werden können. Sie bildet deshalb oft nur Teilaspekte eines umfassenderen Erkenntnisinteresses ab. Beim wissenschaft-

lichen Schreiben ist es deshalb üblich, sowohl in der Herleitung und Begründung der Fragestellung als auch in der Diskussion der Ergebnisse die Reichweite der eigenen Untersuchung zu reflektieren und die eigene Arbeit nicht nur in die wissenschaftliche Debatte einzuordnen, sondern auch Forschungsdesiderate zu benennen.

Nehmen wir z.B. ein Thema aus dem Bereich der Kulturproduktion. Wir wissen aus Alltagsbeobachtungen, dass in vielen Amateurbands im Rockmusikbereich nach wie vor ausschließlich weiße Männer spielen. Wir würden gerne verstehen, warum sich Herrschaftsverhältnisse offenbar ähnlich wie durch das Erwerbsleben auch durch die subkulturelle Musikszene ziehen. Das ist das Erkenntnisinteresse in diesem fiktiven Beispiel. Mit ihm hängen eine Reihe von Fragen zusammen, die wir mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse untersuchen könnten: Wie wirken sich Herrschaftsverhältnisse auf die sozialen Praxen von Musiker*innen aus? Inwiefern ist ihr Alltag in Bezug auf das Musikmachen von Erfahrungen der In- und Exklusion geprägt? Wie positionieren sie sich dazu? Was könnte getan werden, um sexistische, bodyistische, rassistische und klassistische Diskriminierung innerhalb dieser Subkultur abzubauen? Das sind jedoch noch keine konkreten Forschungsfragen, die sich in einer empirischen Arbeit beantworten lassen. Eine Forschungsfrage für eine Studie mit kleinerem Umfang, also etwa eine Abschlussarbeit, wäre z.B.: »Welche Erfahrungen mit Ein- und Ausschlüssen machen queere Musiker*innen in der Kölner Heavy-Metal-Szene?« In einem größeren Forschungsprojekt mit einem entsprechenden Budget könnte man sich dagegen mehr vornehmen und z.B. die folgenden Fragen stellen: »(1.) Welche Erfahrungen mit Ein- und Ausschlüssen machen Musiker*innen aus den Bereichen Indie, Punk und Heavy-Metal in den subkulturellen Musikszenen in deutschen Großstädten? (2.) Wie werden Ein- und Ausschlüsse in den jeweiligen Subkulturen bewertet? (3.) Welche Ansätze gibt es, am Abbau von Diskriminierungsstrukturen zu arbeiten?«

Für wissenschaftliche Arbeiten von kleinerem Umfang, etwa einer Haus- oder Projektarbeit, empfiehlt es sich also, *eine* Forschungsfrage mit begrenzter Reichweite zu verfolgen. Bei umfangreicheren For-

schungsprojekten ist es oft sinnvoll, mehrere aufeinander aufbauende Forschungsfragen zu formulieren, die dann im Laufe der Arbeit Schritt für Schritt beantwortet werden können.

Bei Vorhaben, die als Praxisforschungsprojekt konzipiert sind, spielt die Fragestellung eine besondere Rolle, denn der Aufbau einer Mitforschungsbeziehung zwischen Forschenden und Befragten beginnt mit der Verständigung auf ein geteiltes Erkenntnisinteresse, ausgehend von einem real vorhandenen Konflikt der Befragten und dem Wunsch, einen Umgang damit zu finden (Markard 2000: Abs. 21, mehr dazu in Kap. 3). Auch wenn aus forschungspraktischen Gründen keine komplette Praxisforschung durchgeführt wird, lässt sich bei der Formulierung der Fragestellung darauf achten, dass potenzielle Interviewpartner*innen ein eigenes und für sie praxisrelevantes Interesse an der Themenstellung haben könnten (Hausotter 2018: 84). Das wäre, um wieder auf unser fiktives Beispiel zurückzugreifen, der Fall, wenn es innerhalb der Kölner Heavy-Metal-Szene eine Gruppe von Musiker*innen gibt, die interessiert ist, ihre Handlungsmöglichkeiten in Bezug auf Diskriminierung mithilfe eines Forschungsprojektes zu erweitern.

In vielen intersektionalen Arbeiten wird zur Erläuterung der gewählten Forschungsperspektive auf Leslie McCalls Unterscheidung von intrakategorialen, interkategorialen oder antikategorialen Ansätzen zurückgegriffen (McCall 2005). Intrakategoriale Ansätze untersuchen Differenzen innerhalb einer theoretisch definierten Gruppe, z.B. Einkommensunterschiede zwischen Frauen unterschiedlicher sozialer Herkunft oder schulische Leistungsunterschiede zwischen männlichen Jugendlichen verschiedener Erstsprachen. Interkategoriale Ansätze betrachten Ungleichheitsverhältnisse zwischen theoretisch definierten Gruppen, z.B. schulische Leistungsunterschiede zwischen männlichen und weiblichen Jugendlichen und antikategoriale Ansätze sind auf die Dekonstruktion von Kategorien gerichtet und befassen sich z.B. mit der Genese von demografischen Kategorien im Kontext von Herrschaftsverhältnissen. Aus unserer Sicht bringt es keinen Gewinn, die Intersektionale Mehrebenenanalyse als Ganzes in dieses

Schema einzuordnen. McCalls Schema kann jedoch dabei helfen, das eigene Erkenntnisinteresse zu klären: Welche deduktiven Festlegungen von Gruppen und Kollektiven werden vorgenommen? Zielt die Fragestellung auf Differenzen zwischen theoretisch definierten Gruppen oder zwischen Angehörigen solcher Gruppen? Soll die empirische Forschung zur Verfeinerung, zur Erweiterung oder zur Dekonstruktion vorhandener Kategorien beitragen?

2.3.3 Feldzugang

Die Formulierung der Forschungsfrage(n) hängt vom Forschungsfeld und dem Zugang, den die Forschenden zum Forschungsfeld haben, ab. Wer selbst Teil eines Forschungsfeldes ist, bringt ein ganz anderes Vorwissen mit als Forschende, die zum ersten Mal mit dem Feld in Berührung kommen. Auch das Verhältnis zwischen den Forschenden und den Akteur*innen im Feld spielt hier eine Rolle. Es gilt also auch hier, sich kritisch mit einigen Fragen auseinanderzusetzen: Wie verhält sich meine soziale Position zu der der Menschen im Forschungsfeld? Welches Vorwissen habe ich? Habe ich bereits Kontakte? Werde ich im Feld als Forscher*in akzeptiert? Was gilt es mit Blick auf die Forschungsethik zu beachten?

Diese Fragen stellen sich grundsätzlich bei jedem empirischen Forschungsprojekt. Sie betreffen die grundlegende Forderung nach der Einholung einer sogenannten informierten Zustimmung (*informed consent*) seitens der an der Forschung beteiligten Personen im Feld. Das heißt, dass die Teilnehmenden umfassend über die Forschungsziele, die Methoden und den Umgang mit den von ihnen gelieferten Informationen und Daten aufgeklärt werden und auf Grundlage dieser Informationen der Teilnahme an der Forschung als Interviewpartner*innen zustimmen. Dieser Anspruch lässt sich nicht immer umsetzen. Mitunter müssen die begrenzten Zustimmungsmöglichkeiten im Einzelfall gegen ein »übergeordnetes Erkenntnisinteresse« abgewogen werden (Lamnek 2010: 659). Eine mögliche Umgangsweise hiermit ist es, auf nonverbale und prozessorientierte Akte der Zustimmung oder

Nicht-Zustimmung jeweils zu allen konkreten Schritten der Beteiligung zu achten respektive hinzuwirken (Reitinger 2018). Im Ethik-Kodex der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen (DGS/BDS 2017) ist festgehalten, dass Vorabinformationen bewusst beschränkt werden können, um die Forschungsergebnisse nicht zu verzerren. Darüber, wie eine solche Beschränkung konkret gehandhabt werden sollte, enthält der Kodex keine Aussagen. Der Wunsch nach einer Beschränkung der Informationen, die den Interviewpartner*innen gegeben werden, kann auch methodologisch begründet sein. Eine methodologische Begründung wird oft mit jenen rekonstruktiven oder hermeneutischen Ansätzen in Verbindung gebracht, denen es dezidiert nicht darum geht, den subjektiven Sinn von Deutungen und Handlungen zu verstehen, sondern die zugrunde liegenden deutungs- und handlungsgenerierenden Tiefenstrukturen zu rekonstruieren (Reichertz 2016: 278). Dies widerspricht der Subjektorientierung der Intersektionalen Mehrebenenanalyse, die sich in einer Weise für Deutungs- und Handlungsmuster interessiert, bei der es gerade um die wechselseitige Konstruktion von Subjekt und Handlungskontext geht und deren Forschungslogik und -ethik es ist, die »beforschten« Menschen möglichst umfassend zu beteiligen und dementsprechend auch zu informieren (vgl. Abschnitt 1.4). Bei der Kommunikation mit Interviewpartner*innen sollte von Beginn an der Umgang mit sozialen Differenzierungskategorien reflektiert und sollten wenn möglich offene Formulierungen eingesetzt werden (zum Problem der Reifizierung vgl. Abschnitt 2.4.3).

Aufgrund des Prozesscharakters qualitativer Forschung ist es nicht möglich, im Voraus abschließend darüber zu informieren, was mit den Daten geschieht, denn die Fragestellungen und Methoden können sich im Verlauf des Forschungsprozesses ändern. Insgesamt ist es daher letztlich jeweils projektspezifisch und kontextabhängig ethisch zu reflektieren, wie und worüber die Beteiligten informiert werden. Zustimmung ist dabei idealerweise kein einmaliger Akt, son-

dern ein dialogischer Prozess über den gesamten Zeitraum der Forschung (Narimani 2014).

Auch das Thema Datenschutz ist zu beachten. Die Wissenschaft ist durch die gültigen Datenschutzgesetze gebunden und muss den Schutz der Daten und die Wahrung der Persönlichkeitsrechte sicherstellen. Dabei finden sich an Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen zunehmend Datenschutzbeauftragte, die gegebenenfalls bei der Klärung des Vorgehens hinzugezogen werden können und müssen (Reichertz 2016: 161, ausführlich zu informationeller Selbstbestimmung und Datensicherheit im Kontext von Forschung vgl. ebd.: 164ff.; Gebel et al. 2015).

Dass bei der Intersektionalen Mehrebenenanalyse die Selbstpositionierung von Menschen im Forschungsfeld als Gegenstand der Analyse besonders relevant ist, bringt die Herausforderung mit sich, dass die Befragten willens und in der Lage sein müssen, über ihre Selbstpositionierung zu sprechen. Beachtet werden muss zudem, dass es – wenn es um die Selbstpositionierung geht – nicht möglich ist, den Zugang zu sozialen Praxen indirekt über die Erzählungen Dritter zu erhalten. Bei einem Forschungsprojekt zum Thema »Erfahrungen von Schüler*innen mit und ohne Fluchterfahrung« müssen beispielsweise Schüler*innen mit und ohne Fluchterfahrung und nicht etwa Lehrer*innen befragt werden. Wer keinen Zugang zu Schüler*innen als Interviewpartner*innen hat, sei es, weil keine Mittel fürs Dolmetschen und Übersetzen zur Verfügung stehen oder weil junge Schüler*innen nicht in das Interview einwilligen können, kann zu diesem Thema keine subjektzentrierte Forschung im Stil der Intersektionalen Mehrebenenanalyse durchführen. In der Konsequenz muss gegebenenfalls ein anderes Thema gewählt werden, etwa der Umgang von Lehrenden mit heterogenen Klassengemeinschaften.

Wer im gewählten Forschungsfeld lediglich Zugang zu Funktionsträger*innen und Expert*innen hat, ist mit einem weiteren Problem konfrontiert: Menschen, die es gewohnt sind, als Repräsentant*innen für Institutionen oder als öffentliche Expert*innen zu sprechen, wie z.B. Politiker*innen oder Leiter*innen von Behörden, verlassen diese

Rolle in der Regel nicht ohne Weiteres. Aufgrund ihrer beruflichen Stellung sind sie zwar oft in der Lage, Informationen und Einschätzungen prägnant und stimmig zu vermitteln. Die persönliche Involviertheit und subjektive Positionierung treten dabei aber hinter die berufliche Rolle und Funktion zurück. Wer mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse arbeiten will, muss daher beachten: Eine Zusammenarbeit mit solchen klassischen Expert*innen erfordert sehr intensive Vorarbeit, um eine Vertrauensbasis herzustellen; zudem ist die Anonymisierung häufig schwerer zu gewährleisten. Die Frage des Feldzugangs wird auch bei der Datengenerierung wieder zum Tragen kommen. Aber schon ganz am Anfang eines Forschungsprojekts, also bei der Formulierung von Forschungsfragen und der Wahl der Methoden, ist es wichtig, sich Gedanken darüber zu machen, was mit Blick auf die gegebenen Ressourcen im Forschungsfeld möglich ist und wo die Grenzen liegen.

2.4 Daten erheben

Um mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse zu arbeiten, müssen Forschende Zugang zu den sozialen Praxen im Forschungsfeld haben. Der Begriff der Praxis umfasst dabei Handlungen, Denk- und Wahrnehmungsweisen sowie sprachliche Interaktionen. Verschiedene Methoden aus dem Feld der qualitativen Sozialforschung sind dazu geeignet, diese Praxen zu dokumentieren und in Form von Daten festzuhalten. Viele mögen bei sozialen Praxen zuerst an ethnografische Beobachtungen denken. Diese sind jedoch für eine Intersektionale Mehrebenenanalyse nur bedingt hilfreich. Dafür, dass Akteur*innen im Feld ihre Selbstpositionierungen explizieren, eignen sich vielmehr Formen des offenen, qualitativen Interviews, da Menschen hier die Gelegenheit haben, ihre subjektiven Sichtweisen zu benennen und zu erläutern. Subjektive Orientierungen und Positionierungen kommen

dadurch besser zum Ausdruck als durch den Filter der Beobachtung hindurch.[4]

Die sozialen Praxen müssen auf eine Art und Weise festgehalten werden, die es ermöglicht, später mit diesen Daten zu arbeiten. Das qualitative Interview verfügt über spezifische Vorteile und steht aus diesem Grund hier im Mittelpunkt (zu Details zu unterschiedlichen Interviewverfahren vgl. Helfferich 2011; Lamnek 2010: 326ff.). Im Folgenden geben wir vor allem Hinweise, die aus Sicht der Intersektionalen Mehrebenenanalyse bei der Arbeit mit qualitativen Interviews zu beachten sind. Welche Möglichkeiten und Probleme andere Formen der Datenerhebung mit sich bringen und wie qualitative Interviews sinnvoll ergänzt werden können, wird am Ende des Abschnitts behandelt.

2.4.1 Interviewformen

Winker und Degele (2009) haben ihr methodisches Vorgehen auf der Grundlage von narrativen Interviews (Schütze 1983) entwickelt. Diese Interviewform eignet sich für die Intersektionale Mehrebenenanalyse, da sie die Befragten dazu auffordert und ermächtigt, den Verlauf und die Gestaltung ihres Lebens in Form von selbst strukturierten Erzählungen zu vermitteln und sich auf diese Weise sozial zu verorten (vgl. Langsdorff 2012). Das narrative Interview ist eine Befragungstechnik, mit der umfangreiche Erzählungen der interviewten Person angeregt werden sollen. Diese sogenannten Narrationen offenbaren die bio-

4 Zwischen der Selbstdeutung und der real gelebten Praxis kann es selbstverständlich Diskrepanzen geben, und es gibt unseres Erachtens keine Methode, die das abschließend aufheben kann. Die Intersektionale Mehrebenenanalyse wählt deshalb bewusst den Zugang über die Selbstpositionierungen. Durch den Vergleich mit Theoriewissen oder mit anderen Interviews können Widersprüche zwischen Selbstpositionierungen und gelebten Praxen aufscheinen. Wie damit umgegangen wird, ist im Einzelfall zu entscheiden und zu begründen. Die kommunikative Validierung der Subjektkonstruktionen kann ein guter Zeitpunkt sein, um die wahrgenommenen Widersprüche gemeinsam mit den Interviewten zu reflektieren.

grafischen Erfahrungen der Befragten in Bezug auf den Forschungsgegenstand. Die Interviewfragen dienen in erster Linie dazu, Impulse zu setzen, um diese Narrationen zu generieren.[5]

Neben dem klassischen narrativen Interview kommen in Intersektionalen Mehrebenenanalysen häufig auch stärker strukturierte Interviewformen wie das problemzentrierte Interview zum Einsatz (z.B. Ganz 2018; Hausotter 2018). Das problemzentrierte Interview (Witzel 2000) verbindet narrative Erzählimpulse mit Fragen, die ausgehend vom Vorwissen über das Forschungsfeld das Gespräch thematisch stärker fokussieren. Anders als im narrativen Interview werden hierbei Themen auch in dialogischer Form vertieft, etwa durch Nachfragen zu bestimmten Sachverhalten oder Einschätzungen oder durch die Konfrontation mit Widersprüchen in den Interviewaussagen.

2.4.2 Interviewfragen und Leitfaden

Damit Menschen bei Interviews ins Reden kommen, müssen gute Fragen gestellt werden. Was heißt das in unserem Fall? Das Ziel der narrativen und problemzentrierten Interviewtechniken ist es, die Befragten dazu anzuregen, umfangreiche Erzählungen zu entwickeln. Sie sollen sich dazu ermuntert fühlen, durch längere Erzählungen möglichst detaillierte Einblicke in ihren Alltag zu vermitteln und sich darin selbst zu verorten. Damit dies gelingt, muss von Anfang an eine entspannte Gesprächsatmosphäre hergestellt werden. Dazu gehört, die Interviewpartner*innen vor und zu Beginn des Gesprächs über die Form und Dauer sowie den Rahmen des Interviews zu informieren und das Einverständnis einzuholen, das Gesagte aufzunehmen. Es ist auch sinnvoll, kurz zu erläutern, dass man eine Reihe von Fragen mitge-

5 In der Biografieforschung dienen narrative Interviews dazu, die genaue Struktur der biografischen Narrationen zu rekonstruieren. Die Annahme dahinter ist, dass sich in den Strukturen des erzählten Lebensverlaufs die Orientierungen des aktuellen Handelns offenbaren (Lamnek 2010: 327). Bei der Wahl der Interviewform sollte man sich daher klar machen, welchen Stellenwert biografische Narrationen für die Beantwortung der eigenen Fragestellung haben.

bracht hat und sich möglicherweise zwischendurch Notizen machen wird.

In Bezug auf die Interviewfragen ist es entscheidend, möglichst offene und verständliche Fragen zu stellen. Die Formulierungen sollten der Alltagssprache der Interviewten entsprechen und mit Begriffen arbeiten, die im Feld verstanden werden. Auf keinen Fall dürfen die Fragen so formuliert werden, dass sie mit »ja« oder »nein« beantwortet werden können, und sie sollten möglichst wenige Vorgaben beinhalten. Gute Einstiegsfragen bzw. Erzählaufforderungen lauten etwa:

- »Zunächst möchte ich dich bitten, mir etwas über dich und dein politisches Engagement zu erzählen.«
- »Erst einmal zu Ihrer momentanen Situation: Bitte beschreiben Sie mir zum Einstieg, wie Sie leben und wie die Entwicklung dahin war, wie Sie heute leben.«
- »Mir geht es um Care – also Sorge oder Fürsorge – in konsensueller Nichtmonogamie. Mich interessiert, wer sich in eurem Beziehungsnetzwerk um wen kümmert oder sorgt – im weitesten Sinne, also alles, was mit ›sich kümmern‹, Care, Sorge zu tun hat. Ich würde dich bitten, mir ausführlicher davon zu erzählen. Vielleicht kannst du mit einer konkreten Situation anfangen, in der du dich um jemanden oder jemand sich um dich gekümmert hat.«

Die drei Beispiele zeigen, dass die Einstiegsfrage zwar durchaus den Rahmen des Gespräches absteckt (politisches Engagement, Lebensführung, Sorgearbeit in Beziehungsnetzwerken), gleichzeitig aber möglichst offen ist und kaum Vorgaben macht. Das erste Beispiel stammt aus der Studie von Kathrin Ganz (2018: 112) zur Netzbewegung. Die Frage wurde aber bewusst so formuliert, dass nicht nur nach dem netzpolitischen Engagement bzw. Engagement im Internet gefragt wird. Dadurch können die Befragten in ihrer Antwort selbst den Schwerpunkt setzen und z.B. auch über politisches Engagement in anderen Bereichen sprechen. Die zweite Frage stammt aus der Studie von Jette Hausotter (2018: 70) und rückt die Gestalt und die Gestal-

tung des eigenen Alltags in den Mittelpunkt und zielt im engeren Sinne auf eine biografische Narration. Die offene Frage nach dem Alltag überlässt den Interviewten, über welche Lebensbereiche sie sprechen möchten. Die dritte Frage stammt aus der Studie von Michael Raab (2019: 109) und ist eine spezielle Variante des Einstiegs. Hier wird das Erkenntnisinteresse des Interviews genau definiert und anschließend in offener Form zur Schilderung einer erlebten Situation aufgefordert.

Im weiteren Verlauf des Interviews sollen die verschiedenen Spuren, die möglichst in der Einstiegserzählung gelegt werden, vertieft werden. Das kann sowohl in Form von spontanen Rückfragen (»Wie war das, als Sie aus der Kirche ausgetreten sind?«) passieren als auch mittels vorbereiteter Fragen. Das problemzentrierte Interview erlaubt es, neben den offenen, erzählgenerierenden Fragen auch Fragen zu stellen, die ausgehend vom Vorwissen der Forschenden gestellt werden. Diese thematisch fokussierten Fragen sollten tendenziell ans Ende des Interviews gestellt werden, um die Erzählung nicht von Anfang an in eine bestimmte Richtung zu lenken und dadurch zu verengen.

2.4.3 Reifizierungen vermeiden

Bei der Interviewführung ist es wichtig, Reifizierungen zu vermeiden. Dies ist ein komplexes Problem, denn zum einen muss vermieden werden, eigene Kategorien in das Material einzuspeisen, zum anderen sollen die Tabus und Leerstellen gesellschaftlich hegemonialer Thematisierungsweisen nicht unreflektiert bleiben. Für die Interviewführung bei der Intersektionalen Mehrebenenanalyse lautet die Strategie, den Gesprächspartner*innen keine Differenzierungskategorien vorzugeben, denn damit würde theoretisches Vorwissen in die Ergebnisse einfließen, dessen Relevanz eigentlich erst überprüft werden soll (Winker/Degele 2009: 100). Bei einer Forschung im Feld Erwerbsarbeit heißt das z.B., das theoretische Vorwissen darüber, dass Geschlecht in bestimmten Berufen eine Ursache für Diskriminierung sein kann, an dieser Stelle zurückzustellen. Es wäre demnach falsch

zu fragen, welche Erfahrungen eine Interviewpartnerin »*als Frau* in der Bautischlerei« macht. Stattdessen könnte eine offene, erzählungsgenerierende Frage folgendermaßen lauten: »Welche Erfahrungen haben Sie gemacht, als Sie in den Beruf eingestiegen sind?« Interessant ist es dann, ob die Interviewpartnerin sozialen Differenzierungslinien wie Geschlecht in ihrer Narration Relevanz zuschreibt. Würde man sie direkt darauf ansprechen, würde sie das möglicherweise sogar verneinen, wohingegen in der eigenen Erzählung Erfahrungen des Andersseins zum Ausdruck kommen können, die in der weiteren Analyse und im Vergleich mit anderen Fällen als Effekt von Heteronormativismen gedeutet werden können. Im Umgang mit dem Reifizierungsproblem ist die Strategie der Intersektionalen Mehrebenenanalyse also, die eigene – theoretisch und praktisch geschulte – Sicht auf die sozialen Praxen der Befragten in den Interviews zunächst zurückzustellen.

Eine Strategie zur Vermeidung eigener sprachlicher Bedeutungszuweisungen kann es sein, die Befragten zum Einstieg um die Kommentierung ausgewählter Bilder zu bitten. Die Interviewten sind dadurch als Erstes an der Reihe, Situationen in Worte zu fassen, die für sie relevanten Kategorien zu benennen und die »volle Bandbreite ihrer subjektiven Deutungsmuster preiszugeben« (Degele 2013: 26). Besonders offen lässt sich der Einstieg gestalten, wenn statt einem Bild oder einer Abfolge von einzelnen Bildern eine Collage als Grundlage der ersten Erzählaufforderung verwendet wird (Degele/Kesselhut/Schneickert 2010: 374). Selbstverständlich ist auch bei der Auswahl von Bildern zu berücksichtigen, inwieweit sie bestimmte Aspekte des Interviewthemas evozieren und somit genau wie Worte ein Potenzial für Reifizierungen darstellen. Bei der späteren vertiefenden Analyse ist es wiederum besonders wichtig, Leerstellen und Unausgesprochenes zu erkennen und zu analysieren (vgl. 2.8).

Als »Experten ihrer Orientierungen und Handlungen« (Witzel 2000: 12) werden die Gesprächspartner*innen gebeten, das zu erzählen, was ihnen wichtig ist – und nicht das, was die Forschenden ihrer Meinung nach hören wollen. Allerdings ist ein Interview auch mit sehr guten offenen Fragen keine ›neutrale‹ Situation. Die Befragten

sind vorab über das Ziel der Forschung informiert worden und bringen eigene Annahmen und eine Haltung dazu mit. Die Vorannahmen der Befragten beeinflussen also das Interview: Beispielsweise könnte eine Wissenschaftlerin, die in einem »Institut für feministische Gesellschaftskritik« arbeitet, auf die Frage nach den persönlichen Erfahrungen beim Berufseinstieg eine andere Antwort bekommen als ein Wissenschaftler von einem »Institut für Arbeitsmarktfragen«.

Auch die sozialen Positionierungen der am Interview Beteiligten ist ein relevanter Faktor. Mit Blick auf gesellschaftliche Positionen und soziale Ungleichheiten entlang von Alter, Geschlecht, sozialer Herkunft oder auch der Zugehörigkeit zum Wissenschaftssystem gibt es oft ein Gefälle zwischen den Forschenden und den Befragten. Dies muss – gerade im Kontext intersektionaler Forschung – reflektiert werden. Welches Bild entwickeln die Gesprächspartner*innen von den Forschenden? Und welches Bild der Beforschten umgekehrt bringen die Forschenden mit? Menschen, die mit diskriminierenden Zuschreibungen konfrontiert sind, müssen oft erleben, dass ihnen diese Diskriminierungserfahrungen von anderen Menschen abgesprochen werden. Es ist also wichtig, den Interviewpartner*innen zu vermitteln, dass es erwünscht und sicher ist, über Erfahrungen zu sprechen – und dies auch ernst zu meinen.

Beschäftigt man sich kritisch mit Fragen sozialer Positionierung und Diskriminierung, wirkt sich das auch auf die Haltung zur Forschungspraxis aus. Man beginnt an vielen Stellen, das übliche Vorgehen zu hinterfragen und nach alternativen Wegen zu suchen. Das gilt auch für die in der qualitativen Forschung weit verbreitete Praxis, zusätzlich zum Interview eine Reihe von sozialstatistischen Daten abzufragen. Denn in diesem Vorgehen spiegeln sich soziale Normen wider. So wird stets nach dem Alter gefragt. Üblich sind auch Fragen nach dem höchsten Bildungsabschluss oder dem Haushaltseinkommen. Das Geschlecht gilt vielen Forschenden dagegen als etwas, das nicht abgefragt werden muss, sondern auf Basis der Einschätzung der Forschenden notiert werden kann. Chronische Erkrankungen oder Begehrensformen dagegen werden in der Regel nicht abgefragt, weil sie

entweder als zu intim oder nicht relevant betrachtet werden, solange sich das Forschungsprojekt nicht speziell um ein Thema wie Gesundheit oder Sexualität dreht. Die normative Macht von Kategorien wird auf diese Weise reproduziert. Was halten wir für zu intim, was nicht? Warum wollen wir bestimmte Informationen über die Gesprächspartner*innen bekommen? Wo reproduzieren wir normative Strukturen wie etwa die Zweigeschlechtlichkeit?

Wenn davon ausgegangen wird, dass die Befragten diejenigen Aspekte selbst benennen, die für sie relevant sind, kann auf die Erhebung von zusätzlichen sozialstatistischen Informationen im Grunde verzichtet werden. Allerdings kann es auch hilfreich sein, einige Daten festzuhalten, z.B. um das Sample prägnant und gründlich darstellen zu können. Dies können Forschende zum Anlass nehmen, Kategorien zu hinterfragen und einen anderen Umgang mit Kategorien auszuprobieren. Zum Beispiel können alle Interviewten gefragt werden, wie sie sich geschlechtlich zuordnen. In jedem Fall sollten diese Fragen erst nach dem Interview gestellt werden.

2.4.4 Sample

Das Sample besteht aus einer je nach Forschungsprojekt unterschiedlich großen Zahl von Interviews. Die Auswahl der Interviewpartner*innen hat Auswirkungen auf die Generalisierbarkeit der Ergebnisse. Welchen Gültigkeitsbereich haben die Forschungsergebnisse? Auf welche sozialen Gruppen lassen sich die Erkenntnisse übertragen? Während in der quantitativen Forschung möglichst große, per Zufall gezogene Stichproben dazu dienen, eine Grundgesamtheit repräsentativ abzubilden, auf die die Ergebnisse übertragen werden können, zielt qualitative Forschung darauf ab, die Strukturen und Muster von den für eine Fragestellung relevanten und typischen Fällen zu erfassen (Lamnek 2010: 172). Dem Prinzip der Offenheit folgend, ergibt sich die genaue Größe und Zusammensetzung hier meistens erst im Verlaufe der Erhebung. In gewisser Weise stellt die Aufgabe, ein Sample zusammenzustellen, ein Dilemma dar. Auf der einen Seite will quali-

tative Forschung möglichst offen für Überraschungen sein und soziale Praxen, Deutungsmuster und Positionierungen sichtbar machen, die noch nicht aus den oftmals von Ausblendungen geprägten Erzählungen und Theorien bekannt sind. Auf der anderen Seite sind Forschende bei ihren Überlegungen, wer interviewt werden soll, darauf angewiesen, auf ihr Vorwissen zurückzugreifen, um zu entscheiden, welche und wie viele Interviews im Rahmen der zur Verfügung stehenden Zeit durchgeführt werden können.

Es gibt verschiedene methodologisch begründete Ansätze, mit diesem Dilemma umzugehen. Das *theoretical sampling* ist ein von Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss (Glaser/Strauss 1979) im Rahmen der Grounded Theory entwickeltes Vorgehen. Es passt zu explorativen Forschungsvorhaben, bei denen eher wenig theoretisches Vorwissen zum beforschten Gegenstand vorhanden ist. Glaser und Strauss beschreiben die Datenerhebung als offenen Prozess, »währenddessen der Forscher seine Daten parallel erhebt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche Daten als nächstes erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind« (Glaser/Strauss 1998: 53). Die Theorie bzw. Hypothesen werden sukzessive durch Fallkontrastierung entwickelt. Abhängig von den aufgeworfenen Fragen können ähnliche Fälle gesucht werden, um das Wissen über einzelne Aspekte des Themas zu vertiefen. Es können aber auch andersartige Fälle gesucht werden, um Unterschiede und Vielfalt im Feld abzubilden (Kleemann/Krähnke/Matuschek 2009: 24–26). Oder es werden Arbeitshypothesen gebildet, zu denen gezielt Gegenbeispiele gesucht werden. Dies wird so lange betrieben, bis keine Gegenbeispiele mehr gefunden werden, wobei dies immer auch eine forschungspragmatische Entscheidung darstellt, die nicht endgültig sein muss, sondern dem Festhalten von (vorläufigen) Ergebnissen dient (Kelle/Kluge 2010: 43ff.). Im Idealfall endet der Prozess der Datenerhebung beim theoretischen Sampling, wenn von neuen Fällen kein weiterer Beitrag zur Theorie- bzw. Hypothesenbildung zu erwarten ist. Dann wird von theoretischer Sättigung gesprochen (Glaser/Strauss 1979).

Eine Alternative dazu ist das *selektive Sampling* bzw. der *qualitative Stichprobenplan*. Wenn es bereits theoretische Erkenntnisse oder fundierte Hypothesen zur Fragestellung gibt, dann kann eine Auswahl von Interviewpartner*innen anhand theoretisch festgelegter Kriterien erfolgen. Meistens handelt es sich hierbei um Erkenntnisse über die Relevanz von soziodemografischen Merkmalen oder Merkmalskombinationen, die dann in die Zusammensetzung des Samples einfließen, um sicherzustellen, dass eine bestimmte Personengruppe im qualitativ gebildeten Sample vertreten ist. Die Auswahl sollte daran ausgerichtet sein, eine größtmögliche Breite und Varianz von Fällen abzubilden. Theoretisches und selektives Sampling können kombiniert werden. So ist es möglich, bei der Erhebung einem Stichprobenplan zu folgen und anschließend nach und nach einzelne Fälle für die Feinanalyse auszuwählen (Kelle/Kluge 2010: 50ff.). Umgekehrt kann ein qualitativer Stichprobenplan auch erst im Verlauf des Forschungsprozesses erstellt werden. Dem kann eine offene Explorationsphase von Interviewanalysen vorangehen oder man nähert sich der Fallauswahl über teilnehmende Beobachtung bzw. beobachtende Teilnahme.

Bei der Wahl des Samplingverfahrens ist zu beachten, dass das theoretische Sampling als Bestandteil explorativer Forschung nur dann zu einer theoretischen Sättigung führen kann, wenn der Forschungsprozess iterativ angelegt ist. Dafür müssen Rahmenbedingungen gegeben sein, in denen nach der ersten vertiefenden Analyse tatsächlich die Möglichkeit besteht, gegebenenfalls weitere Daten zu erheben und auszuwerten und die vertiefende Analyse weiterzuentwickeln.

Für Forschende, die sich intersektionaler sozialer Ungleichheit widmen, geht es bei der Samplezusammensetzung oft auch um die Frage, wie unterschiedliche Positionierungen im Forschungsfeld durch das Sample berücksichtigt werden können. Dies resultiert oft in dem Vorhaben, ein Sample zusammenzustellen, dass die Diversität der Positionen im Forschungsfeld abbildet. Aber schon hier zeigen sich Grenzen, da es schlicht unmöglich ist, alle denkbaren Überkreuzungen von Ausprägungen mehrerer Differenzkategorien und Lebens-

lagen zu berücksichtigen. Trotzdem ist es wichtig, die Unterschiedlichkeit der Menschen im Forschungsfeld auch im Sample abzubilden. Schließlich ist es ja gerade das Anliegen intersektionaler Forschung, zu zeigen, wie sich Herrschaftsverhältnisse auf die soziale Praxis auswirken. Eine wichtige Regel muss dabei allerdings beachtet werden: Das Sampling entlang von Differenzkategorien und Lebenslagen (z.B. Menschen mit Sorgeverpflichtung) sollte nicht zu der Annahme verleiten, ein einzelner Fall repräsentiere die soziale Praxis aller Menschen, die ähnlich positioniert sind.

Die Frage, wie viele Interviews erhoben werden, lässt sich nur mit Blick auf das Gesamtprojekt beantworten. Geht es in erster Linie darum, methodisches Handwerkszeug zu erlernen oder Hypothesen für weitere Forschungen zu generieren, reichen oft schon wenige Interviews aus. Bis zu einer wirklichen Sättigung der generierten Hypothesen und Ergebnisse können aber sehr viele Interviews nötig sein. Bei einem großen Forschungsprojekt mit beispielsweise 50 Interviews kann eher eine Sättigung erwartet werden als bei kleineren Projekten mit 10 bis 20 Interviews. Aber auch hier gibt es mehr oder weniger deutliche Tendenzen. Die Einzelfälle bleiben stärker im Fokus und können besonders gehaltvolle Informationen über unterschiedliche Varianten vorgefundener Muster und Zusammenhänge bieten.

Vom konkreten Vorhaben, dem Forschungsfeld und den vorhandenen Ressourcen hängt es auch ab, auf welche Weise die Gesprächspartner*innen gefunden werden. Egal ob per Suchanzeige, über sogenannte *gate keeper* oder im Schneeballverfahren: Wichtig ist, zu reflektieren, welche ungewollten Einschränkungen durch die gewählte Vorgehensweise vorgenommen werden und diese gegebenenfalls durch das Sampling zu korrigieren. Gerade die Intersektionalitätsforschung zeigt, wie wichtig es ist, sich gezielt mit marginalisierten Positionen im Feld zu beschäftigen und z.B. durch Gespräche mit Interessengruppen die Kriterien der Fallauswahl auf Ausblendungen hin zu überprüfen (zu Methoden der Gewinnung von Interviewpartner*innen vgl. Helfferich 2011: 175f.).

2.4.5 Transkription und Memos

Das Interview wird mit dem Einverständnis der Gesprächspartner*innen aufgezeichnet und transkribiert. Es lohnt sich, eine Transkriptions-Software zu nutzen, die es erlaubt, die Aufnahme langsamer abzuspielen, anzuhalten und einige Sekunden zurückzuspringen. Mittlerweile gibt es auch elektronische Spracherkennung speziell für qualitative Interviews. Mithilfe von Online-Dienstleistern kann die Transkription dadurch zunächst Software-gestützt durchgeführt werden. Die Transkripte müssen zwar korrigiert werden, aber dieses Verfahren bringt bereits jetzt einiges an Zeitersparnis mit sich und wird in den nächsten Jahren voraussichtlich weiter optimiert. Bei der Transkription kann auf gängige Transkriptionsregeln zurückgegriffen werden. Für eine Auswertung nach der Intersektionalen Mehrebenenanalyse ist eine einfache Transkription ausreichend. Eine Feintranskription, die auch Informationen über Tonhöhenverläufe und die Sprechgeschwindigkeit beinhaltet, muss nicht angefertigt werden. Besondere Betonungen, hörbare Emotionen (z.B. Lachen, Seufzen), Abbrüche und längere Pausen sollten allerdings aus dem Transkript hervorgehen.

Es lohnt sich, nach dem Interview Notizen anzufertigen. Hier können beispielsweise Fakten zum Setting des Interviews, Eindrücke und Irritationen vermerkt werden. Diese Notizen werden Memos (Strauss/Corbin 1996: 169–192) oder Postskripte (Witzel 2000: Abs. 9) genannt und ergänzen während des gesamten Erhebungs- und Auswertungsprozesses die erhobenen Daten. Sie dienen dazu, Gedanken der Forschenden festzuhalten. Das können erste Ideen zur Auswertung sein, Hinweise der Interviewpartner*innen oder Reflexionen zum Forschungsprozess.

2.4.6 Sind Gruppendiskussionen geeignet?

Neben dem qualitativen Einzelinterview kommen auch weitere Erhebungsmethoden in Frage, um Daten zu generieren, die mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse ausgewertet werden können oder aber die Auswertung von Einzelinterviews ergänzen. In jedem Fall muss die Frage geklärt werden: Lassen sich anhand der erhobenen Daten Selbstpositionierungen herausarbeiten?

Ein häufig genutzter Weg, qualitative Daten zu erheben, ist die Befragung von Gruppen. Gruppendiskussionen eignen sich als Grundlage der Intersektionalen Mehrebenenanalyse aber nur dann, wenn es sich um Realgruppen handelt, z.B. Familien, Wohngemeinschaften, Initiativen oder kleine Vereine, und die Forschungsfrage explizit auf deren kollektive Orientierungsmuster abzielt. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass kollektive Orientierungen und Praxen nicht als Summe von Einzelpositionierungen zu verstehen sind, sondern in gemeinsamen Prozessen als etwas tatsächlich Geteiltes entstehen. Degele hat z.B. Gruppendiskussionen mit Fußballfans durchgeführt, um in einer Intersektionalen Mehrebenenanalyse deren soziale Positionierungen zu analysieren. Gruppengespräche erlauben es den Menschen, ein Thema entsprechend ihrem kollektiv geteilten Sinnhorizont zu entfalten (Degele 2013: 23).

In größeren Forschungsprojekten können Gruppendiskussionen darüber hinaus auch als ergänzende Erhebungsmethode genutzt werden, um normative Orientierungen auf der Ebene der symbolischen Repräsentationen vertiefend zu untersuchen (vgl. Abschnitt 2.8). Bei diesem Vorgehen geht es nicht um einzelne Subjekte und ihre sozialen Praxen, sondern um die öffentliche Meinung. So wurden in einem länderübergreifenden Forschungsprojekt zur Frage der Passung des Angebots an und Bedarfs nach sozialstaatlichen Hilfen in Mazedonien und Bosnien-Herzegowina, in dem mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse gearbeitet wurde, neben den Einzelinterviews mit Empfänger*innen von Sozialhilfe auch Gruppendiskussionen durchgeführt (Kotevska 2016). Bei den Gruppendiskussionen ging es nicht

darum, die Selbstpositionierung der Gesprächsteilnehmer*innen herauszuarbeiten. Herausgefunden werden sollte, welche Einstellungen in der Bevölkerung gegenüber Sozialhilfeempfänger*innen vorherrschen und welche gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse die Ansichten durchziehen (ebd.: 37). Dazu sind Gruppendiskussionen auch mit Menschen, die sich nicht kennen, sehr gut geeignet. Ein solches Vorgehen setzt allerdings umfangreiche Ressourcen voraus. Mit Gruppendiskussionen geht immer ein zusätzlicher Aufwand bei der Organisation und der Auswertung der Daten einher.

Und noch eine weitere Funktion können Gruppendiskussionen in Forschungsprojekten erfüllen: Oben haben wir bereits auf das Problem hingewiesen, dass die Selbstpositionierungen einzelner Menschen nicht die einer gesellschaftlichen Gruppe repräsentieren. Gruppendiskussionen können dabei helfen, gemeinsame und unterschiedliche Positionen innerhalb von Gruppen von sozial ähnlich verorteten Personen herauszuarbeiten. Vor dem Hintergrund dieser Ausführungen wäre bei der Entwicklung eines Forschungsdesigns zu überlegen, ob Gruppendiskussionen Einzelinterviews bei der Datenerhebung ergänzen können. Alternativ können auch im späteren Verlauf des Forschungsprozesses Gruppendiskussionen durchgeführt werden. Auf diese Weise werden die Forschungsergebnisse ins Feld zurückgegeben und dort überprüft (vgl. Abschnitt 2.6 und Kap. 3).

2.5 Subjektkonstruktionen herausarbeiten

Sobald das erste Interview geführt und transkribiert wurde, kann die Auswertung beginnen. Wir befinden uns im ersten Block der Auswertung, in dem sich die Analyse immer auf das einzelne Interview bezieht. Das Ziel dieses ersten Teils der Auswertung – bei Winker und Degele 2009 sind es die Schritte 1 bis 4 – ist es, Subjektkonstruktionen herauszuarbeiten. Dazu wird der Transkriptionstext zunächst auf die drei Materialisierungsebenen hin kodiert: Identitätskonstruktionen, symbolische Repräsentationen und soziale Strukturen. Auf die-

ser Grundlage wird herausgearbeitet, welche Wechselwirkungen die Interviewperson zwischen den Ebenen herstellt und wie sich die*der Befragte dadurch positioniert. Das Vorgehen erfolgt dabei iterativ und sequenziell. Iterativ bedeutet, dass die Forschenden die einzelnen Schritte nicht nacheinander abarbeiten, sondern im Laufe der Auswertung immer wieder zurückgehen, dabei Neues entdecken, einen Gedanken auch einmal verwerfen. Sequenziell bedeutet, dass der Interviewtext entlang der durch die Narration vorgegebenen Themenstruktur untersucht wird.

2.5.1 Kodieren nach den drei Ebenen

Für den Anfang ist es wichtig, ein Gespür für die Zuordnung von Textstellen zu den Ebenen zu entwickeln. Hierbei kann es helfen, sich den Unterschied von theoretischen Konzepten und empirischen Erscheinungen bewusst zu machen. In den empirischen Daten findet sich überwiegend die Ebene des Alltagserlebens. Nur spezifische Gruppen werden im sozialtheoretischen Vokabular vom Erleben von Herrschaftsverhältnissen berichten. Erwähnt werden stattdessen zum Beispiel persönliche Werte, Stereotype, Regeln, Gesetze sowie Aussagen über Eigenschaften von sich und anderen (vgl. Abschnitt 1.2).

Das Kodieren der drei Ebenen – Schritte 1 bis 3 bei Winker und Degele – kann parallel durchgeführt werden. Dazu wird der Text sequenziell durchgegangen: Satz(-teil) für Satz(-teil), Sinnabschnitt für Sinnabschnitt werden einzelne Einheiten je nach Ebene markiert. Bei diesem Arbeitsschritt bietet es sich bei der Intersektionalen Mehrebenenanalyse nicht unbedingt an, mit spezieller Software für qualitativer Datenanalyse zu arbeiten, da sich die Programme in der Regel an der qualitativen Inhaltsanalyse und der Grounded Theory orientieren.[6]

6 Die Analyseprogramme sind darauf ausgerichtet, einzelnen Textstellen Codes zuzuordnen und die Textstellen anschließend in Form von komplexen Code-Systemen zusammenzustellen. Auch die Relationen zwischen den Codes können mithilfe der Software visualisiert werden. Letzteres kann für die Intersektionale Mehr-

Deshalb werden die Interviews meist mit unterschiedlich farbigen Textmarkern auf Papier kodiert und die markierten Stellen anschließend in Tabellen übertragen (vgl. Tab. 3). Viele, die zum ersten Mal mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse arbeiten, sind anfangs unsicher, zu welcher Ebene ein Textabschnitt gehört und ob er nicht auch mehreren Ebenen zugeordnet werden kann (was tatsächlich manchmal der Fall ist), und beschäftigen sich verhältnismäßig lange mit diesem Arbeitsschritt. Mit der Zeit entwickeln Forschende dabei eine Routine, so dass die Interviewtranskripte relativ zügig bearbeitet werden können. Vielen gelingt es, ein Interviewtranskript von 20 bis 30 Seiten an einem Tag durchzuarbeiten.

Besonders wichtig ist, dass dieser Teil der Interviewauswertung induktiv erfolgt. Das heißt, dass es hier auf keiner der Analyseebenen darum geht, die gefundenen Textstellen bereits den vier deduktiv gesetzten Herrschaftsverhältnissen zuzuordnen. Auch Interpretationen, die zu theoretischen Abstraktionen führen, sind hier nicht gefragt. Ebenso sollten Korrekturen, etwa wenn Sachverhalte falsch dargestellt werden, lediglich im Memo festgehalten werden. Es gilt die Auffassung der Interviewten. Die Forschenden kümmern sich zunächst nur darum, die drei Ebenen zu identifizieren und lassen das gesprochene Wort darüber hinaus für sich stehen. Die Herausforderung in diesem Arbeitsschritt besteht darin, sich mit interpretativen Aussagen zurückzuhalten und das empirische Material auf sich wirken zu lassen.

2.5.1.1 Identitätskonstruktionen

Identität im Sinne des Intersektionalen Mehrebenenansatzes bezeichnet vielfältige, nicht notwendig kohärente Selbstbeschreibungen, die Subjekte von sich und in Abgrenzung zu anderen artikulieren. Auf dieser Ebene werden also Akte des Über-sich-selbst-Sprechens in den

ebenenanalyse von Vorteil sein, allerdings erfordert ein solches Vorgehen etwas Experimentierfreude. So konnte Schrader bei ihrem softwaregestützten Vorgehen Textstellen für die vertiefende Analyse der sozialen Strukturen und symbolischen Repräsentationen entlang von induktiven und deduktiven thematischen Kategorien zusammenzustellen (Schrader 2012: 189-197).

Blick genommen. Häufig – aber nicht ausschließlich – findet sich diese Ebene im empirischen Material in Form von Ich-Aussagen.

Identitäten werden im Intersektionalen Mehrebenenansatz als differenzielle Selbstkonstruktionen verstanden. Winker und Degele beziehen sich damit auf den diskurstheoretischen Identitätsbegriff Halls. Identitätskonstruktionen erfolgen in Abgrenzung gegenüber einem konstitutiven Außen und in Auseinandersetzung mit »unterschiedlichen, ineinandergreifenden [i. Orig. *intersecting*, die Verf.], auch antagonistischen Diskursen, Praktiken und Positionen« (Hall 2004: 171). Deshalb betonen Winker und Degele, dass Identitäten auf der Unterscheidung »zwischen dem Selbst und dem Anderen« (Winker/Degele 2009: 59) beruhen. Tatsächlich sprechen Menschen oft explizit in Abgrenzung zu anderen über sich selbst. Aber auch mit auf den ersten Blick ›neutralen‹ Erzählungen über das eigene Alltagshandeln sagen Menschen etwas über sich selbst als handelndes Subjekt aus. Und wichtig ist auch: Abgrenzung geht nicht immer mit Abwertung einher. Jemand, der*die sagt: »Ich kann mich nicht in Leute reinversetzen, die wirklich arm sind«, wertet arme Menschen nicht notwendigerweise ab, sondern benennt zunächst einmal eine Differenz.

Beispiele für Aussagen, die der Identitätsebene zugeordnet werden, sind Ich-Aussagen, Bewertungen eigener Praxen und Aussagen über Gefühle und Befinden:

- »Ich bin ein echter Familienmensch.«
- »Ich wollte eigentlich nie diese Verantwortung tragen.«
- »Ich kümmere mich viel um meine Mutter. Ich rufe zweimal die Woche an und wasche ihre Wäsche, wenn ich dort bin.«
- »Freundschaften, also meine Freundinnen und Freunde sind mir total wichtig.«
- »Das hat mich total fertiggemacht.«
- »Mir geht es eigentlich ganz gut mit dieser Entscheidung.«

Schwieriger ist es, wenn die Befragten keine Ich-Sätze nutzen, aber trotzdem über sich sprechen. Ob es sich um eine Aussage über die

eigene Person handelt oder über Dritte – und dann gegebenenfalls indirekt eine Aussage über sich ist –, muss aus dem Kontext erschlossen werden. Nehmen wir beispielsweise den Satz: »Man hat es einfach auch schwerer, wenn man nicht aus einer Akademikerfamilie kommt«. Die Zuordnung dieses Satzes unterscheidet sich je nach Kontext:

- Beispiel I: Auf die Frage »Was haben Sie nach dem Abitur gemacht?« erzählt der Interviewpartner: »Na ja, man überlegt sich halt: Ausbildung und gleich Geld verdienen oder erstmal an die Uni? Ich habe mich dann eingeschrieben. Aber das lief nicht so richtig. Man hat es einfach auch schwerer, wenn man nicht aus einer Akademikerfamilie kommt.«
- Beispiel II: Auf die Frage »Was haben Sie nach dem Abitur gemacht?« antwortet eine Interviewpartnerin: »Dass ich studieren würde, war damals gar keine Frage. Ich habe in der Zeit eigentlich nicht hinterfragt: Will ich das eigentlich? Das war bei anderen anders aus meinem Jahrgang. Man hat es einfach auch schwerer, wenn man nicht aus einer Akademikerfamilie kommt.«
- Beispiel III: Auf die Frage »Wo sehen Sie sich herausgefordert in ihrem Arbeitsalltag?« antwortet eine Mitarbeiterin der Studienberatung: »Schwierig ist es immer, wenn du mit Leuten zu tun hast, die noch gar nicht verstanden haben, was Uni ist, also wie das hier so grundlegend funktioniert. Besonders, wenn sie das nicht merken oder nicht zugeben in der Beratung. Da fehlt mir oft der Ansatz und ich bin auch genervt, auch wenn ich natürlich Verständnis dafür hab. Man hat es einfach auch schwerer, wenn man nicht aus einer Akademikerfamilie kommt. Dann ist das hier alles erstmal neu.«

In Beispiel I spricht der Interviewpartner über sich, auch wenn er dabei unpersönlich formuliert (»man«) und die 2. Person Singular (»du«) verwendet. Der Sprechende zeigt in diesem Zusammenhang an, dass seine Eltern keine Akademiker*innen sind. Durch die Verwendung von »du« und »man« wird ein Bezug zwischen den eigenen Erfahrun-

gen und den sozialen Strukturen hergestellt. Es handelt sich um eine Wechselwirkung zwischen Identitätsebene und sozialer Struktur. In Beispiel II spricht die Interviewpartnerin ebenfalls über sich. Allerdings handelt es sich hierbei um eine Aussage auf Identitätsebene, die durch Abgrenzung zustande kommt. Ihre Eltern sind Akademiker*innen, weshalb das Studium als nächster Schritt nach dem Abitur nicht hinterfragt wurde. In Beispiel III geht es dagegen nicht um die Identität der Interviewpartnerin. Ob sie selbst aus einer Akademiker*innenfamilie kommt, wäre möglicherweise eine interessante Nachfrage, die allerdings aufgrund des angesprochenen Problems der Reifizierung erst gegen Ende des Interviews gestellt werden sollte. Aber zunächst geht es hier um die Ebene der symbolischen Repräsentation und der sozialen Struktur: Sie verweist auf die symbolische Ordnung der Universität (»was Uni ist«) und das diskursiv geteilte Wissen über die Vorteile, die Studierende aus Akademiker*innenfamilien an deutschen Universitäten haben (»man hat es einfach auch schwer«). Die Identitätsebene steckt in diesem Beispiel in den Aussagen über den fehlenden »Ansatz«, das Genervt-Sein und das Verständnis, das sie gegenüber dieser Herausforderung mitbringt.

Es wird deutlich, dass sich auf der Ebene der Identitätskonstruktionen nicht nur Ich-Aussagen finden. Auch Aussagen in der 1. Person Plural (»wir«) können der Ebene der Identitätskonstruktionen zugeordnet werden. Und auch hier ist es möglich, dass Personen sich von den Identitäten von Gruppen, denen sie sich zugehörig fühlen, gleichzeitig abgrenzen oder für sich diese Zugehörigkeit in Frage stellen:

- »Ich spiele noch in einer anderen Band. Wir verorten uns als queerfeministisch. Aber ich frag mich in letzter Zeit, ob das eigentlich noch der politische Kontext ist, in dem ich mich richtig fühle.«

Wenn es um kollektive Akteur*innen geht, z.B. Freundeskreise oder soziale Bewegungen, können auch Aussagen über diese Kollektive Teil der Identitätskonstruktion sein. Dies wird von den Befragten im weiteren Kontext dieser Aussagen etabliert. Oftmals verweisen sie dabei

zugleich auf symbolische Repräsentationen, also z.B. Werte oder Stereotype, die mit dem Kollektiv in Verbindung gebracht werden und die die Befragten für sich übernehmen oder von denen sie sich abgrenzen.

- »In unserer Kultur spielt Familie eine ganz wichtige Rolle.«
- »Ich würde mich schon als Öko bezeichnen. Das sind ja jetzt auch nicht alles nur Hippies in zerfetzten Klamotten.«

Wir sehen schon hier, dass Menschen in ihren Ausführungen immer auf die drei Materialisierungsebenen Bezug nehmen. Die Bedeutung der Aussagen erschließt sich nicht aus den Aussageteilen, die einzelnen Ebenen zugeordnet werden können, sondern aus der Relation zwischen den Ebenen.

2.5.1.2 Symbolische Repräsentationen

Symbolische Repräsentation definieren Winker und Degele als kollektive Deutungen der Lebensbedingungen. Da sich diese nicht deterministisch aus sozialen Strukturen ergeben, sondern in der sozialen Praxis entwickelt werden, sind sie wandelbar und umkämpft. Anhand von Interviews können wir analysieren, wie sich Menschen im Einzelnen zu den für sie relevanten gesellschaftlichen Bedingungen verhalten: »Repräsentationen bilden Strukturen nicht einfach ab. Vielmehr stellen sie den normativen Möglichkeitsraum ihrer Legitimität und Legitimation zur Verfügung.« (Winker/Degele 2009: 77) Im empirischen Material finden sich Normen, Stereotype, Werte und Bewertungen. Ergänzen lassen sich zudem Normalismen. Normalismus ist ein Begriff von Jürgen Link, der eine Sichtweise auf soziale Sachverhalte bezeichnet, die durch Statistiken geprägt wird. Normalismen sind Annahmen darüber, dass sich die Dinge natürlicher- bzw. normalerweise im Sinne einer Normalverteilung verhalten (Link 2006). Zum Beispiel gehen die meisten Menschen davon aus, dass die Intelligenz der meisten Menschen im mittleren Bereich liegt und nur wenige Menschen über eine sehr geringe oder sehr hohe Intelligenz verfügen. Dabei sind sowohl das Konzept von Intelligenz wie auch die Vorstel-

lung einer Gauß'schen Normalverteilung von intellektuellen Fähigkeiten Produkte wissenschaftlicher Diskurse, die in hohem Maße von Herrschaftsverhältnissen geprägt sind. Die Vorstellung, dass die Normalverteilung sich auf die meisten gesellschaftlichen Sachverhalte übertragen lässt, ist eine kulturelle Konstruktion, die sehr wirkmächtig ist, z.B. wenn sie als Begründung etwa für die ungleiche Verteilung von Ressourcen genutzt wird.

Aussagen auf der Ebene symbolischer Repräsentationen setzen sich mit gesellschaftlichen Diskursen auseinander. Das schließt sowohl den allgemeinen gesellschaftlichen Diskurs ein, den Link als Elementardiskurs bezeichnet (ebd.: 19), als auch Spezialdiskurse oder die Diskurse in speziellen Subkulturen. Bei der Analyse ist es wichtig, den jeweiligen diskursiven Rahmen zu verstehen, denn mit ihrem Sprechen positionieren sich die Befragten zu diesem Rahmen. Wenn sie etwas als Normalität, als anerkanntes Wissen oder gar natürliche Ordnung darstellen, stützen sie die hegemoniale diskursive Ordnung. Das haben auch Winker und Degele im Blick, wenn sie mit Blick auf die Wechselwirkungen zwischen den Ebenen schreiben: »Symbolische Repräsentationen wirken sowohl als Ideologien und Normen der Rechtfertigung für Ungleichheit wie auch als Sicherheitsfiktion struktur- wie identitätsbildend« (Winker/Degele 2009: 59). Subjekte können Diskurse aber auch herausfordern, unterlaufen und destabilisieren (ebd.: 84), indem sie sich davon abgrenzen, auf Widersprüche hinweisen oder andere Normen und Wertvorstellungen geltend machen – sich also in gegenhegemonialen Diskursen verorten. Tabelle 2 zeigt unterschiedliche Beispiele für verschiedene Aussagen auf der Ebene symbolischer Repräsentationen, die hegemoniale Diskurse stützen oder sich gegen sie wenden.

Tabelle 2: Beispiele für symbolische Repräsentationen

Formen symbolischer Repräsentationen	Hegemoniale Diskurse	Gegenhegemoniale Diskurse
Normen	»Irgendwann sollte man sich halt auch überlegen, wo es hingehen soll im Leben.«	»Ich finde, man muss sein Leben überhaupt nicht vor allem an Arbeit ausrichten.«
Stereotype	»Die sah auch gar nicht aus wie ein richtiges Mädchen.«	»Wenn ein Junge Lust hat, einen Rock zu tragen, ist das doch schön.«
Werte	»Blut ist dicker als Wasser. Familie ist einfach das Wichtigste.«	»Freundschaft kann genauso wichtig sein wie Familie. Oder wichtiger. Immerhin sucht man sich seine Freunde selbst aus.«
Normalismen	»Kurven können bei Frauen ja durchaus schön sein. Aber das hatte nichts mehr mit Ästhetik zu tun, das war einfach nur krank.«	»Den Body-Mass-Index müssen wir abschaffen, weil er einfach nichts darüber aussagt, ob ein Körper gesund oder krank ist.«

2.5.1.3 Soziale Strukturen

Auf der Ebene der sozialen Strukturen bestimmt der Intersektionale Mehrebenenansatz vier Herrschaftsverhältnisse in ihrem Bezug zum Kapitalismus. Es handelt sich dabei um Klassismen, Heteronormativismen, Rassismen und Bodyismen (vgl. Abschnitt 1.3). Winker und Degele setzen die Herrschaftsverhältnisse also jeweils in den Plural. Dies deutet bereits darauf hin, dass soziale Strukturen und die damit verbundenen Herrschaftsverhältnisse sich im empirischen Material in mannigfaltiger Weise zeigen können. Winker und Degele sprechen von »gefundenen strukturellen Gegebenheiten, die soziale Praxen im Alltag beeinflussen« (Winker/Degele 2009: 86). Wir gehen mit den beiden Autorinnen davon aus, dass sich soziale Strukturen in der Praxis materialisieren und auf diese Weise unserer Erfahrung zugänglich werden. Ein Beispiel dafür, wie sich eine soziale Struktur auf

unterschiedliche Weisen materialisiert, ist das Privateigentum. Das Privateigentum ist grundlegend für den Kapitalismus und muss deshalb in kapitalistischen Gesellschaften abgesichert werden, z.B. durch Gesetze, die bei Übertretungen Sanktionen nach sich ziehen. Ebenso können Zäune und Schlösser als materialisierte soziale Praxen der Absicherung des Privateigentums betrachtet werden.

Weil soziale Strukturen in ganz unterschiedlicher Form auftauchen, wird auch in diesem Schritt der Interviewkodierung induktiv vorgegangen. Es geht an dieser Stelle noch nicht darum, zu analysieren, inwiefern eine befragte Person etwa mit Bodyismen und Rassismen konfrontiert wird.[7] Erst einmal soll lediglich festgehalten werden, welche Verweise auf soziale Strukturen die Befragten konkret vornehmen. Winker und Degele gehen davon aus, dass Menschen die sozialen Strukturen, »innerhalb derer sie handeln« (ebd.: 85), in ihrem Sprechen sichtbar machen. Wenn soziale Strukturen für die Selbstpositionierung von Bedeutung sind, verweisen Menschen auf die Formen, in denen sich soziale Strukturen für sie erfahrbar gesellschaftlich materialisieren. Das sind z.B. Institutionen oder Gesetze (ebd.). Auch Verweise auf Formen der Arbeitsteilung sind auf dieser Ebene zu entdecken, oft in Form von Aussagen über Zeitstrukturen (vgl. Tab. 3).

Beispiele für Interviewsequenzen, die Verweise auf die Ebene sozialer Strukturen enthalten:

a. »Wir sind mit der Familie 1992 nach Deutschland gekommen. Ich bin dann gleich nach dem Sommer eingeschult worden. Also wie-

7 Hier weichen wir von Winker und Degele (2009) ab, die vorschlagen, die Codes auf Strukturebene »den von uns auf der Strukturebene deduktiv vorgegebenen vier Kategorien – Klasse, Geschlecht, Rasse, Körper – zu[zuordnen]« (ebd.: 86). Die Erfahrungen in der Forschungspraxis zeigen, dass die Zuordnung an dieser Stelle verfrüht ist, da oft erst in der vertiefenden Analyse der Zusammenhang zwischen den vorgefundenen strukturellen Gegebenheiten und den miteinander verwobenen Herrschaftsverhältnissen greifbar wird (vgl. auch Winker 2012: 22). Zudem wird eine Zuordnung von Aussagen auf Strukturebene zu *einem* Herrschaftsverhältnis dem intersektionalen Charakter von Herrschaft oft nicht gerecht.

der in die erste Klasse, obwohl ich da schon acht war.« – Verweis auf Schule und Entscheidungen über Einschulung eines Kindes im Migrationsprozess.

b. »Ich hatte echt Angst, dass sie mich rausschmeißen und ich dann wieder bei Hartz lande. Deshalb habe ich nichts gesagt, obwohl mir klar war, dass mein Chef sich unmöglich verhält.« – Verweis auf Arbeitslosengeld II, das umgangssprachlich Hartz 4 genannt wird, und ungleiche Machtverhältnisse am Arbeitsplatz.

c. »Diese Residenzpflicht für Geflüchtete zum Beispiel ist auch richtig fies. Das muss man sich mal vorstellen: In Deutschland dürfen die den Landkreis nicht verlassen!« – Verweis auf die als Residenzpflicht bekannte Auflage für Personen im Asylverfahren.

d. »Ich hab' ja gelesen, die Regelstudienzeit ist drei Jahre. Das kann ich gar nicht schaffen mit Arbeit und so. Bafög krieg ich nicht, weil ich schon die Ausbildung hab.« – Verweis auf Regelstudienzeit, Bafög und die Notwendigkeit zur Lohnarbeit.

In den Beispielen verweisen Menschen auf verschiedene Formen materialisierter sozialer Strukturen. Sie werden durch staatliche Institutionen, Gesetze und Verordnungen erfahrbar, aber auch in der Arbeitswelt (wie in Beispiel b.). Überwiegend geht es um soziale Strukturen, die für die Sprecher*innen unmittelbar von Bedeutung sind: Die Einschulung in die erste Klasse in Beispiel a. und die Angst davor, nach einem Jobverlust wieder ALG II beziehen zu müssen in Beispiel b. Im Beispiel c. ist es anders: Die befragte Person spricht über die Residenzpflicht, eine materialisierte soziale Struktur, die nicht die Sprechende selbst, sondern andere direkt betrifft (»die«). Die Empörung über die als ungerecht empfundene Residenzpflicht kann aber auch für eine Person, die nicht davon betroffen ist, relevant sein, um sich selbst zu positionieren. Die Beispiele c. und d. verdeutlichen noch einen weiteren wichtigen Punkt: Nicht immer kennen die Befragten die Gesetze und Regeln, die sie auf Ebene der sozialen Strukturen benennen, genau. So bezieht sich die Residenzpflicht auf Personen im Asylverfahren oder Personen mit Gedulteten-Status. Die Auflagen unterscheiden

sich zwischen den Bundesländern und nur einige begrenzen die Bewegungsfreiheit sogar auf den Bezirk oder den Kreis. Die Befragte in Beispiel d. verwechselt möglicherweise die Regelstudienzeit mit der maximal erlaubten Studiendauer und scheint nicht zu wissen, dass auch Menschen, die bereits eine Ausbildung absolviert haben, Bafög beziehen können. Solche Unstimmigkeiten können für die Analyse im späteren Verlauf von Bedeutung sein, müssen es aber nicht. Für eine Selbstpositionierung als Mensch, der die deutsche Asylgesetzgebung ungerecht findet und sich solidarisch für andere Menschen einsetzt, ist eine solche Ungenauigkeit wahrscheinlich unerheblich. Wenn aber eine Gruppe von Befragten aufgrund von fehlendem Wissen über Themen wie Studiendauer und Bafög kein Studium ergreift, muss dieser Zusammenhang auf Basis des empirischen Materials herausgearbeitet werden. Dies erfolgt jedoch im späteren Verlauf der Analyse. Zunächst geht es darum, die Selbstpositionierungen herauszuarbeiten, die die Befragten durch die Bezüge auf die drei Ebenen vermitteln.

2.5.2 Subjektkonstruktionen formulieren

Nachdem die drei Ebenen im Interview identifiziert sind, geht es jetzt darum, die zentralen Subjektkonstruktionen der Befragten zu formulieren. Aus Sicht der Befragten handelt es sich dabei um Selbstpositionierungen.[8] Ziel dieses Schrittes ist es, eine erste Verdichtung des empirischen Materials durchzuführen: Neben das transkribierte Interview treten jetzt die von den Forschenden formulierten Subjektkonstruktionen, anhand derer zentrale Selbstpositionierungen der Befragten greifbar werden. Für das Finden und Formulieren der Subjektkonstruktionen kann es hilfreich sein, sich folgende und ähnliche

8 Anfangs sprachen Winker und Degele bei diesem Schritt von »zentralen Identitätskategorien« (Winker/Degele 2009: 86). Da durch diese Bezeichnung die für diesen Schritt zentrale Identifikation der Wechselwirkungen »begrifflich nicht adäquat hervorgehoben« (Winker 2012: 20, Anm. 2) wird, sprechen sie heute von Subjektkonstruktionen bzw. Selbstpositionierungen.

Fragen zu stellen (Hausotter 2018: 73): Wovon grenzt sich die interviewte Person ab? Welche Wünsche hat sie? Was bewertet sie positiv? Worunter leidet sie? Was empfindet sie als Ergebnis eigener Anstrengungen und was nimmt sie als gegeben an? Wo stellt sie sich als aktiv oder passiv dar? Wichtig ist es dabei, möglichst nah an der Sprache der Befragten zu bleiben.[9] Es geht also auch an dieser Stelle noch nicht darum, theoretisch zu abstrahieren, wohl aber die Selbstpositionierung herauszuarbeiten und auf den Punkt zu bringen. Ein anschauliches Beispiel für die Unterscheidung von Subjektkonstruktionen und Identitätskonstruktionen findet sich bei Kathrin Schrader:

> »Identitätskonstruktionen nehmen nur Aussagen auf der Identitätsebene auf. Zum Beispiel, ›Ich bin eine ehrgeizige Wissenschaftlerin‹. Während Subjektkonstruktionen hingegen die Wechselwirkung der drei Ebenen von Identität, Repräsentation und Struktur beschreiben. Zum Beispiel, ›Ich bin eine ehrgeizige Wissenschaftlerin, es gibt mittlerweile viel zu viele und nur die, die sich wirklich anstrengen, können etwas werden. Das finde ich richtig.‹« (Schrader 2013: 183)

Hinsichtlich des Maßes an Interpretation ergibt sich ein Spannungsverhältnis »zwischen einer konsequenten Wiedergabe des tatsächlich Gesagten und einer Analyse des Interviewtextes im Hinblick auf latente Selbstpositionierungen« (Hausotter 2018: 90). Es ist insbesondere von der Erzählweise der interviewten Person, aber auch vom Forschungsthema und vom Interviewstil abhängig, ob Forschende das Gesagte nah an der Transkription verdichten oder – begründet – das vermutlich Gemeinte in den Subjektkonstruktionen abbilden.

9 In der Regel werden dabei die Fremd- und Selbstbezeichnungen der Interviewten verwendet, auch wenn es sich dabei aus Sicht der Forschenden um diskriminierende Begriffe handelt. Wer diskriminierende Begriffe oder Konstrukte an dieser Stelle nicht unhinterfragt stehen lassen möchte, kann eigene Kommentare z.B. in Fußnoten einbringen. Eine Kontextualisierung und Interpretation erfolgt in der Regel dennoch getrennt von der Herausarbeitung der Subjektkonstruktionen im folgenden Analyseblock.

Wie erkennt man die zentralen Subjektkonstruktionen der Befragten? Nach Winker und Degele geht es darum zu bestimmen, welche Identitätskategorien für die Befragten besonders wichtig sind, um sie dann in ihren Wechselwirkungen mit symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen näher zu untersuchen. Hinweise auf Subjektkonstruktionen sind demnach Identitätskonstruktionen, die oft vorkommen oder »in einer metaphorisch verdichteten und/oder emotionalen Phase des Interviews auftauchen« (Winker/Degele 2009: 86). In dichten, emotionalen Interviewpassagen finden sich oft auch »viele Bezüge zwischen den drei Ebenen« (Ganz 2018: 117), weil Menschen in ihrem Sprechen wichtige Identitätskonstruktionen normativ absichern oder sich von normativen Bildern abgrenzen und zeigen, inwiefern soziale Verhältnisse sie in ihrer Entwicklung geformt haben oder behindern. Bezüge zur Identitätsebene sind unabdingbar, um Selbstpositionierungen herauszuarbeiten. Es müssen aber nicht zwangsläufig Bezüge zwischen allen drei Ebenen gegeben sein.

Beim Herausarbeiten der zentralen Subjektkonstruktionen ist es hilfreich, bereits beim Kodieren des Interviews diejenigen Stellen zu notieren, die besonders herausstechen. Im Anschluss nimmt man sich am besten einen Erzählabschnitt des Interviews und überträgt die Codes in eine Tabelle mit drei Spalten für die drei Ebenen, also die sozialen Strukturen, Identitätskonstruktionen und die symbolischen Repräsentationen. Dass die Identitätsebene dabei in der Mitte steht, hat sich als sinnvoll erwiesen, weil zentrale Aussagen auf der Identitätsebene oft Ankerpunkte für Subjektkonstruktionen sind. Wenn man sich die Wechselwirkungen zwischen den Ebenen grafisch durch Pfeile oder Ähnliches verdeutlichen will, ist es praktisch, wenn die Identitätsebene in der Mitte steht. Die oberste Zeile der Tabelle wird später die Subjektkonstruktion enthalten (vgl. Tab. 3). Die Codes werden, wenn möglich, wörtlich übertragen, längere Codes können auch gekürzt werden. Durch die Anordnung der Codes in den Zeilen sollte der Textzusammenhang noch erkennbar sein. Wichtig ist auch hier, dass keine interpretierenden Ergänzungen oder Zuspitzungen vorgenommen werden und nur mit Identitätskonstruktionen gearbeitet wird, die

von der befragten Person selbst kommen. Auf dieser Grundlage können nun die Wechselwirkungen zwischen den Ebenen betrachtet werden. Hierbei gilt es, »verschiedene Formen und Verschiebungen von Ein- und Auswirkungen konzeptuell und begrifflich einzufangen und Widersprüche empirisch zu rekonstruieren und zu erklären« (Winker/Degele 2009: 79). Die vielfältigen Beziehungen, die von der interviewten Person zwischen den Ebenen hergestellt werden, sollen sich in den Subjektkonstruktionen wiederfinden: Begründungen, Legitimierungen, Kongruenzen genauso wie Zweifel, Widersprüche und Infragestellungen. Zur Unterstützung kann es hilfreich sein, sich eine Systematik zu geben. Beispielsweise lässt sich, dem Kodierparadigma der Grounded Theory folgend, bei den Wechselwirkungen berücksichtigen, »inwiefern sie Bedingungen, Strategien, Konsequenzen etc. des ausgemachten Phänomens sind« (Carstensen/Winker/Ballenthien 2014: 39). Ebenso ist es möglich, die Analyse von Handlungsfähigkeit bereits systematisch mit dem Herausarbeiten der Subjektkonstruktionen zu beginnen. Mithilfe von Leitfragen können dazu die Bezüge zu den drei Analyseebenen auf Elemente restriktiver und erweiterter Handlungsfähigkeit untersucht werden (Nowak/Hausotter/Winker 2012: 19f., zum zugrunde liegenden Begriff von Handlungsfähigkeit vgl. 1.4).

Tabelle 3 zeigt, wie eine Subjektkonstruktion gebildet wird. Sie stammt aus der Arbeit von Hausotter zu Prekarisierungserfahrungen junger Ingenieur*innen. Einige Interviewzitate sind in diesem Beispiel mehreren Ebenen zugeordnet. Diese enthalten dichte Aussagen, in denen Bezüge zwischen den Ebenen hergestellt werden. In diesen Fällen ist jeweils der Teil der Aussage, auf den sich die Zuordnung bezieht, kursiv gesetzt. Die Tabelle veranschaulicht, dass sich die Zuordnung zu den Ebenen nicht unmittelbar aus den getätigten Aussagen ableiten lässt. Ebenso wenig können die Hypothesen der Forschenden über die gesellschaftliche Bedeutung der von den Interviewten genannten Sachverhalte an dieser Stelle als Orientierung dienen. Maßgeblich ist stattdessen die Zuordnung, die sich im Interviewzusammenhang zeigt und von der interviewten Person – auch implizit – hergestellt wird. Das Thema Selbstverwirklichung im Beruf

ist im folgenden Beispiel der Repräsentationsebene zugeordnet, weil der Interviewte in der betreffenden Passage darüber spricht, dass in seiner Wahrnehmung teilzeiterwerbstätigen Eltern der Wunsch nach beruflicher Selbstverwirklichung abgesprochen werde. Das Wissen der Forschenden über die ideologische Bedeutung von beruflicher Selbstverwirklichung im Kapitalismus ist für die Zuordnung zur Repräsentationsebene nicht von Bedeutung, kann aber als Memo für die vertiefende Analyse festgehalten werden.

Auf Grundlage einer solchen Tabelle ist es möglich, zunächst eine, dann mehrere Subjektkonstruktionen der Befragten herauszuarbeiten. Dabei geht es nicht darum, »so etwas wie das Wesen der Person« (Schrader 2012: 55) darzustellen, denn auch »in den einzelnen Konstruktionen [sind] immer wieder Brüche und Widersprüche zu finden […], die einer Eindeutigkeit und Kohärenz entgegenstehen« (ebd.). Gerade diese Brüche und Widersprüche interessieren uns, wenn es darum geht, wie sich Menschen durch ihre sozialen Praxen in gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen selbst verorten – allerdings nicht, um sie von einem wissenschaftlichen Standpunkt aus zu ›entlarven‹. Es ist wichtig, an dieser Stelle bei den Konstruktionen der Menschen zu bleiben. Im Zuge des sequenziellen Vorgehens bei der Analyse werden die Subjektkonstruktionen Schritt für Schritt verdichtet. Wie viele Subjektkonstruktionen pro Interview entstehen, hängt vom Umfang des Interviews ab, aber auch vom Umfang des Forschungsprojekts. Gerade bei kleineren Projekten ist es sinnvoll, die Analyse auf wenige, sehr aussagekräftige Subjektkonstruktionen zu reduzieren. Die Subjektkonstruktionen können außerdem unterschiedlich dicht gebildet werden. So wären etwa im hier vorgestellten Beispiel auch mehrere kurze Subjektkonstruktionen denkbar.

Es hat sich als hilfreich erwiesen, auf der Basis solcher Auswertungstabellen zu jeder Subjektkonstruktion eine Erläuterung zu schreiben. Damit liegen analytische Zusammenfassungen der Interviews vor, die es erlauben, den Überblick über das empirische Material zu behalten, und die gleichzeitig zur kommunikativen Validierung eingesetzt werden können (vgl. Abschnitt 2.6).

Tabelle 3: Subjektkonstruktionen herausarbeiten (Hausotter 2018: 77)

Subjektkonstruktion Herr Dohm lebt sehr bewusst ein bestimmtes Familienmodell. Er und seine Frau sind beide in Teilzeit erwerbstätig, um viel Zeit mit den Kindern zu verbringen. Er ist sehr glücklich, dass er dieses Wunschmodell leben kann. Gleichberechtigung haben sie realisiert. Aber es bedeutet viel Abstimmung, viele Kompromisse und ihnen fehlt Zeit zu zweit. Als aktiver Vater ist er in der Minderheit, und sie bekommen für ihr Lebensmodell kaum Anerkennung durch das Umfeld oder die Gesellschaft.		
Ebene der soziale Strukturen	**Ebene der Identitätskonstruktionen**	**Ebene der symbolischen Repräsentationen**
Kind und Berufseinstieg gleichzeitig zu arrangieren ist ein Problem. Meine Frau *arbeitet Teilzeit* und möchte sich da trotzdem verwirklichen. Management der Familie kompliziert, tarieren wir miteinander aus.	Im Zusammenhang Familie/ Beruf ist Familie bei mir ein wichtiger Aspekt.	Meine Frau arbeitet Teilzeit und möchte sich da *trotzdem verwirklichen*.
Verbreitetes Modell im Freundeskreis ist beide Vollzeit mit Ganztagsbetreuung außer Haus.	Ich bin einer der wenigen Väter, die auch mittags die Kinder abholen.	Kaum offene Ablehnung unseres Modells, aber nicht voll akzeptiert. Niemand klopft dir auf die Schulter und sagt: Toll, wie ihr das hinkriegt.
	Ich glaube, dass nicht nur persönliches Fortkommen und Geldvermehrung Ziel des Menschen ist, *sondern familiäre Situation trägt zum persönlichen Glück bei*.	Ich glaube, dass nicht nur *persönliches Fortkommen und Geldvermehrung Ziel des Menschen ist*, sondern … Sehr langsam verändert sich die gesellschaftliche Stimmung; Gegenwind vom älteren Managerschlag.
Drei Kinder ist wesentlich mehr als Durchschnitt	Komme aus Großfamilie, wollte immer eigene Familie und relativ viele Kinder.	

Ein Jahr Vollzeitjob und Teilzeithausarbeit und Familienarbeit… Seit drittem Kind in Teilzeit, wird jährlich mit Vorgesetztem neu festgelegt, derzeit 25 Wochenstunden.	Ein Jahr Vollzeitjob und Teilzeithausarbeit und Familienarbeit, *danach war ich ziemlich kaputt.*	
Man muss Kompromisse finden, sich stark abstimmen. Die Zeit zu zweit ist gering. Elternarbeit in privater, freier Kita und Schule. Familie und Gelderwerb wirklich gleichberechtigt aufgeteilt.	Ich und meine Frau einig, wie wir uns Familienleben vorstellen, und setzen das relativ gut um.	
Zeitpläne bestimmt durch Abholzeiten der Kinder, Teilzeitjobs und Elternarbeit; kaum Spielraum für Zeit zu zweit.	Getrieben durch abzugleichende Terminkalender. Nanny gegen unsere Grundsätze.	

Die Kunst bei der Herausarbeitung von Subjektkonstruktionen besteht darin, Formulierungen zu wählen, die die zentrale Positionierung der Person schnell vermitteln. Dazu sollten weitestgehend Worte und Formulierungen übernommen werden, welche die*der Interviewte selbst verwendet, um zu verhindern, dass die Selbstpositionierung durch die Interpretationen der Forschenden unsichtbar gemacht wird. Die drei analytischen Ebenen des Intersektionalen Mehrebenenansatzes – die Identitätsebene, die symbolischen Repräsentationen und die Strukturebene – sollen dabei in der Subjektkonstruktion möglichst gut erkennbar sein.

Die folgende Subjektkonstruktion stammt aus einem fiktiven Interview mit einer 34 Jahre alten zweifachen Mutter.

> »Irina Küster sieht ein Spannungsverhältnis zwischen ihrem Anspruch, nach einem langen Arbeitstag für ihre Kinder da zu sein und ihnen z.B. durch das gemeinsame Familienbett ein Gefühl von Geborgensein zu vermitteln, und ihrer Rolle als Partnerin, die ein erfülltes Beziehungs- und Sexleben für sich und ihren Mann ermöglichen will.«

Die mit dem Pseudonym Irina Küster benannte Person hat im Interview über die Herausforderung gesprochen, viel gemeinsame Zeit mit den Kindern zu verbringen und gleichzeitig ein auch in sexueller Hinsicht erfülltes Beziehungsleben zu realisieren. Die Subjektkonstruktion vermittelt, wie das Dilemma von Irina Küster entlang der drei Analyseebenen entsteht. Auf der Identitätsebene formuliert sie zwei Ansprüche: Ihr ist sowohl wichtig, den Kindern viel Nähe zu geben, als auch ein aktives Sexleben mit ihrem Mann zu haben. Der individuelle Anspruch steht im Wechselverhältnis zu wirkmächtigen Diskursen auf der Ebene der symbolischen Repräsentationen: Der Diskurs um ein geborgenes Aufwachsen auf der einen Seite, aus dem auch der Begriff des Familienbettes stammt, den Irina Küster verwendet, sowie die Norm, dass zu einer gelingenden Beziehung auch eine gelebte Sexualität gehöre. Auf der Ebene der sozialen Strukturen spricht Irina Küster zudem die mangelnde Zeit an. Alle genannten Aspekte finden sich in der oben formulierten Subjektkonstruktion.

Eine anders formulierte Subjektkonstruktion zu Irina Küster soll uns hier als Negativbeispiel dienen, um einige Probleme zu verdeutlichen, die häufig vorkommen:

> »Irina Küster sieht sich der dichotomen symbolischen Repräsentation ›Heilige und Hure‹ ausgesetzt, weil sie sich als Frau einerseits für ein erfülltes Sexualleben in ihrer Partnerschaft verantwortlich sieht und andererseits im Alltag vor allem die Mutterrolle ausfüllen muss.«

Was ist hier falsch? Irina Küster selbst hat das Doppelbild ›Heilige und Hure‹ nicht verwendet. Sie benutzt auch nicht die Begriffe Dichotomie oder symbolische Repräsentation. Oftmals neigen Forschende aber dazu, das, was sie in den Interviews aufgrund ihres theoretischen Vorwissens zu sehen glauben, in die Subjektkonstruktion einfließen zu lassen. Das sollte an dieser Stelle nicht passieren, da zunächst die Selbstpositionierung der Befragten in ihren eigenen Worten im Mittelpunkt steht. Dazu ist es nötig, genau zu arbeiten: Würde man hier etwa schreiben, dass sich Irina Küster »verantwortlich« für das

Sexualleben fühle, wird ihr eigener Anspruch nicht sichtbar. Hier müsste geprüft werden, wie sie ihren Anspruch im Interview genau formuliert. Sagt sie: »Das ist ja auch mein Job als Frau, dass wir ein gutes Sexleben haben und ich meinem Mann da was bieten kann, dass er auch das Interesse nicht verliert«, oder sagt sie: »Sex ist mir ja zum Beispiel auch wichtig, also dass wir da auch zu unserem Spaß kommen. Das schweißt ja auch zusammen als Paar, im wahrsten Sinne des Wortes«? Schließlich ist hier von »Mutterrolle im Alltag« die Rede. Dabei hat Irina Küster aber nicht von ihrer Rolle als Mutter gesprochen, sondern von einem spezifischen Konzept von Elternschaft. Der Diskurs des Geborgen-Aufwachsens wird in dieser Subjektkonstruktion nicht aufgegriffen. Auf diese Weise gehen einige Spezifika verloren und Irina Küster würde zu Recht selbst sagen: Das bin ich nicht! So sehe ich mich nicht! Theoretische Überlegungen wie etwa das Bild der ›Heiligen und Hure‹ können durchaus mitgeführt werden. Dies sollte allerdings in einem Memo passieren und nicht in der Subjektkonstruktion, so dass auch nach der Beschäftigung mit vielen weiteren Interviews immer klar ist: Das Bild kommt von der*dem Forschenden und nicht von der interviewten Person und muss gegebenenfalls auch wieder verworfen werden.

Bei der Bezeichnung der Interviewten gibt es verschiedene Möglichkeiten: Zum Beispiel ein Pseudonym für Vorname und/oder Nachname oder eine anonyme Nummerierung. Bei der Entscheidung für ein System orientiert man sich am besten an den Konventionen der eigenen Disziplin sowie an denen des Forschungsfelds. In sozialen Kontexten, in denen es üblich ist, sich im alltäglichen Umgang zu duzen, ist es sinnvoll, die Befragten mit einem pseudonymen Vornamen zu bezeichnen. In einer Studie über junge Menschen in Subkulturen wäre eine Formulierung wie »Herr Yücel ist Schlagzeuger in einer Queercore-Band« irritierend. Taucht die Subjektkonstruktion dagegen in einer Studie über die sozialen Positionierungen von Lehrer*innen auf, wäre es unangemessen, nur den Vornamen zu nennen.

2.6 Subjektkonstruktionen validieren

Wenn die bis hier beschriebenen Schritte des Forschungsprozesses erfolgreich abgeschlossen sind, liegen als Zwischenergebnis die zentralen Subjektkonstruktionen der für das Forschungsprojekt befragten Personen vor. Bevor es mit der Analyse weitergeht, kann dieser Punkt genutzt werden für einen Moment des Innehaltens und der kritischen Reflexion darüber, ob die formulierten Subjektkonstruktionen den Interviewpartner*innen gerecht werden. Würden sie sich darin wiederfinden oder stattdessen denken: ›Schön und gut, aber mit mir hat das nichts zu tun!‹ Dann wäre das Ziel verfehlt, die Selbstpositionierung der Befragten einzufangen. Mit Blick auf den subjektwissenschaftlichen Anspruch des Intersektionalen Mehrebenenansatzes, auf den wir in Kapitel 3 noch ausführlich eingehen werden, ist es sinnvoll, an dieser Stelle eine Rückkopplung mit den Befragten einzubauen und diese dadurch zu einem gewissen Grad als Mitforschende einzubeziehen. Die Befragten werden gebeten, sich mit den Subjektkonstruktionen zu beschäftigen und zurückzumelden, ob sie sich darin wiedererkennen können. Diese Art der Vergewisserung über die Gültigkeit der eigenen Interpretationsergebnisse wird als kommunikative Validierung bezeichnet (Lamnek 2010: 139). Es wird überprüft, ob die Befragten ihre Subjektkonstruktionen als ihre Selbstpositionierungen bestätigen. So kann Sicherheit darüber hergestellt werden, dass das Zwischenergebnis, mit dem weitergearbeitet wird, der Sichtweise der jeweils Interviewten entspricht (Hausotter 2018: 90). Darüber hinaus hat die kommunikative Validierung eine forschungsethische Dimension: Forscher*innen und Befragte bleiben durch diesen Schritt in Kontakt. Die Forschenden übermitteln Zwischenergebnisse und signalisieren dadurch, weiterhin ansprechbar zu sein. Zudem wird die Form, die die Einzelfallanalyse im Forschungsprojekt hat, für die Befragten transparent. Die Interviewten können auf diese Weise besser einschätzen, was mit ihrem Interview passiert. Dies ist auch im Sinne der informationellen Selbstbestimmung ein wichtiger forschungsethischer Aspekt.

Zur Vorbereitung dieses Schritts ist es erstens wichtig, die Befragten vorab, z.B. im Zuge des Interviews, darum zu bitten, sie zum Zwecke der Überprüfung der Auswertung später noch einmal kontaktieren zu dürfen. Dafür sollte auch ein (möglichst realistischer) Zeitrahmen genannt werden. Zweitens muss die Analyse der Subjektkonstruktionen schriftlich in einer Form vorliegen, mit der die Befragten etwas anfangen können. Der formulierte Text muss aussagekräftig sein und vermitteln, dass die dargestellten Subjektkonstruktionen aus dem Interview hervorgegangen sind, darf aber nicht zu lang sein, damit die Befragten die Möglichkeit haben, den Text aufmerksam zu lesen. Er sollte außerdem sprachlich so formuliert sein, dass die interviewten Personen den Text verstehen können. Dies sollte kein Problem sein, wenn die Subjektkonstruktionen tatsächlich mit den Worten der Befragten formuliert worden sind und keine theoriegeleiteten Abstraktionen und Interpretationen der Forschenden enthalten. Hausotter (2018) hat die Dokumente, die den Befragten vorgelegt wurden, im Anhang ihrer Dissertation veröffentlicht. Sie enthalten jeweils eine Kurzbeschreibung der Person anhand soziodemografischer Daten, alle Subjektkonstruktionen sowie eine vertiefende Darstellung der Subjektkonstruktionen mit Zitaten aus den Interviews. Diese Texte wurden den Interviewten per E-Mail zugeschickt, verbunden mit der Bitte darum, zurückzumelden, ob die Auswertung ihrer Sichtweise zum Interviewzeitpunkt entspricht und ob sie weitere Anmerkungen machen möchten. Je nach Forschungsprojekt bietet es sich an, diesen Austausch per E-Mail, am Telefon oder in einem persönlichen Gespräch durchzuführen.

Der Schritt der kommunikativen Validierung der Subjektkonstruktionen ist für die meisten Forschenden mit Unsicherheit verbunden. Vom Forschungsprojekt hängt viel ab: die Qualifikationsarbeit, das gelingende Projekt als wissenschaftliche*r Mitarbeiter*in, die nächsten Publikationen. Deshalb begeben sich viele nur ungern in die Abhängigkeit der Beforschten. Zu groß ist die Angst, dass einer*m das Projekt um die Ohren fliegt. Wir möchten hier dazu anzuregen, mutig zu sein. Die kommunikative Validierung beinhaltet, Macht an die

Befragten abzugeben. Auf diese Weise wird der Forschungsprozess ›gerechter‹: Die Befragten geben nicht nur, sie bekommen auch etwas zurück und haben die Möglichkeit, sich einzubringen und Nein zu sagen. Die Forschenden haben die Verantwortung, mit den Reaktionen umzugehen, und gewinnen dadurch eine größere Sicherheit für die weitere Arbeit mit den Subjektkonstruktionen.

Die Rückmeldungen in Hausotters Projekt ergaben, dass sich die meisten Befragten gut in der Analyse wiedererkennen konnten. Die Befragten nutzten die Gelegenheit aber auch, um Korrekturen vorzunehmen, Zuspitzungen zu verwerfen oder anzuregen und eine weitergehende Anonymisierung einzufordern (ausführlich siehe Hausotter 2018: 85–87). Hier handelte es sich durchgehend um Korrekturen, deren Umsetzung methodologisch keine Fragen aufwarfen, da sie die Subjektkonstruktionen nicht maßgeblich veränderten, sondern nur dazu beitrugen, dass die Interviewpartner*innen sich in der Formulierung wiederfinden. Es können sich aber auch Fälle ergeben, die eine methodologische Reflexion erfordern. Davon berichtet Raab (2019: 120ff.). In einem Fall wurde auf Wunsch einer interviewten Person eine Subjektkonstruktion geändert, da diese einem zum Interviewzeitpunkt virulenten Konflikt entsprungen sei und nicht die eigentliche Sichtweise der Person wiedergebe. Raabs methodologische Begründung für die Änderung der Subjektkonstruktion entspricht den Prämissen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse: Es geht nicht um das Aufdecken von Unterbewusstem, das für die Forschenden greifbar wird, weil sich die Beforschten »sozusagen verplappern« (ebd.: 122), sondern um Selbstpositionierungen, mit denen Menschen sich langfristig identifizieren. Als zweiten problematischen Fall beschreibt Raab die Forderung einer interviewten Person, die Subjektkonstruktionen in Richtung des sozial Erwünschten zu ändern, z.B. durch das Weglassen eines im Interview thematisierten rechtswidrigen Verhaltens. Hier sieht Raab einen nicht auflösbaren Konflikt zwischen Forschungsethik und kritischem Anspruch, den er bearbeitet, indem er diese konkrete Subjektkonstruktion ändert, aber bei der Würdigung der Ergebnisse hervorhebt, dass sich vermutlich im Sample mehr il-

legale Praxen finden, als die veröffentlichten Ergebnisse zeigen (ebd.: 122f.). Der dritte Fall entspringt daraus, dass die Subjektkonstruktionen Widersprüche zwischen eigenen Wünschen oder Idealen und den eigenen Praxen offenbaren können. Mit diesem sichtbar gewordenen Widerspruch konnte sich eine von Raab interviewte Person nicht abfinden. Deshalb musste das Interview aus der weiteren Auswertung ausgeschlossen werden (ebd.: 123f.).

2.7 Subjektkonstruktionen verallgemeinern

Nachdem Subjektkonstruktionen induktiv aus den einzelnen Interviews herausgearbeitet wurden, geht es im nächsten Schritt darum, sie auf den gesellschaftlichen Kontext zu beziehen. In diesem Schritt findet methodologisch gesprochen eine Generalisierung statt. Das heißt, dass die Analyse nicht mehr darauf zielt, Aussagen über Einzelfälle zu treffen, sondern über gesellschaftliche Zusammenhänge und Muster. In der quantitativen Forschung bedeutet Verallgemeinerung, durch repräsentative Stichproben und standardisierte Datenerhebungsverfahren, Verteilungen und Häufigkeiten einer Stichprobe auf eine Grundgesamtheit zu übertragen. Qualitative Forschungsansätze verfolgen ein anderes Ziel. Ihr Augenmerk liegt darauf, mittels offener Erhebungsverfahren und durch den Vergleich von Einzelfällen Erkenntnisse über wesentliche und typische Zusammenhänge zu generieren. Um welche Zusammenhänge es dabei geht, hängt vom Thema und der Forschungsfrage ab (vgl. Lamnek 2010: 163).

Vor der vertiefenden Recherche zu den symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen, die für die Selbstpositionierungen der Menschen im Forschungsfeld bedeutend sind, kann es sinnvoll sein, die Einzelfälle zunächst weiter zu verdichten. Das Vorgehen hängt hier wieder sehr vom Umfang des Forschungsprojekts, der Forschungsfrage und der theoretischen Rahmung ab. Grob lassen sich drei Vorgehensweisen unterscheiden, wobei die Unterscheidung zwischen induktiv und deduktiv auch hier wieder eine analytische Trennung

ist, um methodologische Strategien voneinander zu unterscheiden. Es kann Mischformen geben. Die drei Vorgehensweisen sind erstens die induktive Typenbildung aus den Subjektkonstruktionen (2.9.1), zweitens die deduktive Verdichtung der Subjektkonstruktionen anhand von theoretischen Konzepten (2.9.2) und drittens die vergleichende Analyse von Einzelfällen (2.9.3).

2.7.1 Induktive Typenbildung

Typen sind erst einmal nichts weiter als Gruppen von Einzelfällen. Dabei sind sich die Fälle innerhalb einer Gruppe möglichst ähnlich, während sich die Gruppen aufgrund ihrer Charakteristika möglichst deutlich unterscheiden. Eine Typologie zeichnet sich dadurch aus, dass alle Typen anhand der gleichen Vergleichsdimensionen gebildet werden. Gemäß dem Anspruch qualitativer Forschung sind Typen dabei insofern repräsentativ, als sie kollektiv geteilte Sichtweisen, Deutungs- und Handlungsmuster abbilden, die für eine zu bestimmende soziale Gruppe typisch sind (Lamnek 2010: 166). In der Typenbildung erfolgt eine analytische Verdichtung der Daten, die durch die Auswahl der Vergleichsdimension auf die Beantwortung einer Forschungsfrage hinführt.

Für die Bestimmung der Vergleichsdimensionen gibt es keine formalen Vorgaben. Sie müssen theoretisch schlüssig sein und den vorhandenen Daten entsprechen. Individuen können ebenso typisiert werden wie soziale Einheiten, etwa Familien. Es können aber statt Personen auch Ereignisse, Handlungen und vieles andere mehr miteinander verglichen werden. Bei der Intersektionalen Mehrebenenanalyse ist im Falle einer Typenbildung ausdrücklich darauf zu achten, soziale Differenzkategorien bzw. soziodemografische Daten *nicht* a priori als Vergleichsmerkmale heranzuziehen, sondern erst anhand der Typenbildung zu prüfen, »inwieweit diese vergeschlechtlicht, ethnisiert etc. sind« (Winker/Degele 2009: 91). Wenn z.B. die Bedeutung des Alters für die Selbstbilder von Rockmusiker*innen analysiert werden soll, dann würde das bedeuten, die per Subjektkonstruktionen

erhobenen Selbstbilder nicht entlang einer Vergleichsdimension wie Altersgruppen zu typisieren. Stattdessen würde geprüft, ob und wie die befragten Musikerinnen in ihren Subjektkonstruktionen auf das Alter Bezug nehmen. Erst nach der Typenbildung würde geprüft werden, ob es eine alterstypische Verteilung von Personen in den Typen gibt oder ob es etwa einen Typ gibt, für den Älterwerden ein besonders wichtiges Thema ist.

Sehr verbreitet ist im deutschsprachigen Raum die Methode der empirisch fundierten Typenbildung nach Udo Kelle und Susann Kluge (vgl. Kluge 1999; Kelle/Kluge 2010). Diese Art der Typenbildung ist insofern stark empirisch ausgerichtet, als zum Vergleich der Fälle nicht nur theoretische, sondern zusätzlich auch oder ausschließlich empirische Dimensionen berücksichtigt werden. Durch die empirische Fundierung entstehen Realtypen, die »im Gegensatz zu idealtypischen Konstrukten als solche faktisch gegeben, d.h. eben nicht nur ideell, sondern in der Realität tatsächlich vorhanden und vorfindbar sind« (Lamnek 2010: 206).

Die von Kelle und Kluge beschriebene Vorgehensweise hat vier Schritte: 1. Erarbeitung relevanter Vergleichsdimensionen aus dem empirischen Material, 2. Gruppierung der Fälle und Analyse empirischer Regelmäßigkeiten, 3. Analyse inhaltlicher Sinnzusammenhänge und Typenbildung. Die ersten drei Schritte sind als iterativer Prozess angelegt, der so lange wiederholt wird, bis sich plausible Typen benennen lassen, die das gesamte Sample abbilden und zur Beantwortung der Forschungsfragen taugen. Wenn alle möglichen und sinnvollen Typen aus dem vorliegenden Sample herausgearbeitet worden sind, erfolgt 4. die Charakterisierung der gebildeten Typen (Kelle/Kluge 2010: 91).

Im Rahmen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse haben sich die Subjektkonstruktionen als tragfähige Grundlage für eine Typenbildung erwiesen, gerade weil sie bereits eine erste analytische Verdichtung der einzelnen Interviews darstellen. Die Subjektkonstruktionen bilden ab, welche Aspekte des jeweiligen Themas für die Interviewten von solcher Relevanz sind, dass sie in ihre Selbstpositionierungen ein-

fließen. Durch die zugrunde liegende Analyse von Wechselwirkungen zwischen den Identitätskonstruktionen und der Bezugnahme auf symbolische Repräsentationen und soziale Strukturen enthalten die Subjektkonstruktionen außerdem bereits Deutungsmuster und können somit als Richtschnur für die Bestimmung von Vergleichsdimensionen dienen. Die Subjektkonstruktionen für eine Typenbildung heranzuziehen, heißt dabei nicht notwendigerweise, dass daraus Subjekttypen gebildet werden müssen. Genauso sind Typen von Handlungen, von Problematisierungsweisen und viele andere Zugänge denkbar. Wenn es beispielsweise um ein Forschungsthema im Bereich der Chancengleichheit beim Übergang von der Ausbildung in den Beruf geht, könnten je nach Forschungsfrage Typen von Hürden, Typen von Einstellungen zu Beruf und Karriere, Typen von Ausbildungszufriedenheit und Ähnliches gebildet werden.

Es bietet sich in den meisten Fällen an, die Vergleichsdimensionen aus den Forschungsfragen zu generieren. Hausotter (2018) orientiert die Typenbildung sehr eng an der Forschungsfrage und wählt als Vergleichsdimensionen erstens die zentralen Interessen der Befragten und zweitens die Vereinbarungspraxis von Lebensbereichen. Dadurch erlaubt die Typenbildung eine empirisch fundierte Aussage darüber, welche Wünsche für die untersuchte Gruppe, hier sind es junge Ingenieur*innen, subjektiv von einer solchen Bedeutung sind, dass sie sie als Interessen artikulieren, und inwiefern den Interviewten eine Realisierung dieser Interessen möglich ist bzw. wo sie Probleme und Konflikte im Zusammenhang mit der Verfolgung ihrer Interessen erleben (ebd.: 80). Ein anderes Beispiel, in dem ebenfalls Subjekttypen gebildet wurden, ist die vergleichende Studie von Kotevska et al. (2016) zum Sozialhilfesystem in Bosnien-Herzegowina und Mazedonien. Dabei wurde zuerst eine für jeden Fall zentrale Subjektkonstruktion identifiziert und dann entlang von zwei Dimensionen geclustert, die aus den Forschungsfragen generiert wurden: die von den Interviewpartner*innen formulierten Bedarfe nach sozialstaatlicher Unterstützung und ihre Bewältigungsstrategien im Umgang mit sozialen Problemen (ebd.: 51). Die Vergleichsdimensionen werden bei diesem Vorgehen aus

den Forschungsfragen abgeleitet. Allerdings werden die Ausprägungen aus dem Material gewonnen. Insofern sprechen wir hier von induktiver Typenbildung.

Raab (2019) hat in seiner Arbeit zu Fürsorge in nicht-monogamen Beziehungen die Beziehungsnetzwerke der Interviewten typisiert. Dazu hat er zuerst die subjektive Sicht auf die Netzwerke erhoben, indem die Interviewten die Netzwerke mit Spielfiguren aufgestellt und anhand dessen die Intensität und Richtung der Fürsorge zwischen den verschiedenen Personen des Netzwerks erläutert haben. Auf dieser Grundlage hat Raab »ego-zentrierte Netzwerke« nach Rainer Diaz-Bone (1997) beschrieben, die ergänzend in die Subjektkonstruktionen eingeflossen sind (Raab 2019: 108ff.). Aus den Netzwerkanalysen hat Raab Typen gebildet. Die drei Vergleichsdimensionen – »Volumen und Zusammensetzung kulturellen, sozialen und ökonomischen Kapitals, Umfang und Art von Care-Praxen sowie die normative Orientierung in Bezug auf Care« (ebd.: 116f., 128) – hat er aus den empirischen Daten gewonnen.

2.7.2 Deduktive Verdichtung

Je höher die Zahl der Fälle und der Subjektkonstruktionen ist, desto wichtiger ist eine Verdichtung vor der vertiefenden Analyse. Anstelle von empirisch-induktiv gebildeten Typen kann eine Verdichtung aber auch stärker deduktiv an theoretischen Vergleichsdimensionen ausgerichtet sein. Ganz (2018) hat 170 Subjektkonstruktionen aus zwölf Interviews mit Aktivist*innen der Netzbewegung gebildet. Die Verdichtung erfolgte als eine Sortierung der Subjektkonstruktionen nach Themen wie netzpolitische Forderungen, Gegner*innen der Netzbewegung, individuelle Rolle in der Bewegung, Stellenwert des Aktivismus im eigenen Alltag usw. (ebd.: 121). Die so gruppierten Subjektkonstruktionen nahm Ganz als Ausgangspunkt für eine hegemonietheoretisch ausgerichtete Diskursanalyse der Netzbewegung, bei der der Fokus auf der Analyse der sozialen Positionierung der Aktivist*innen lag.

2.7.3 Vergleichende Analyse von Einzelfällen

Schrader (2013) hat acht Interviews analysiert und die Typenbildung erst als abschließenden Auswertungsschritt vorgenommen. Dieses Vorgehen hängt mit dem theoretischen Verständnis von Handlungsfähigkeit zusammen, welches Schrader zugrunde legt. Sie vertieft zuerst fallübergreifend die Bezüge zu den sozialen Strukturen und den symbolischen Repräsentationen, um daran anschließend für jeden Einzelfall die Verwobenheit von Handlungsfähigkeit und Widersetzung zu analysieren und diese dann zu Typen zu verdichten (ebd.: 184).

Gerade bei kleineren Fallzahlen kann es auch sinnvoll sein, die Einzelfälle vertiefend zu analysieren. Nicole Langsdorff und (2012) und Donja Amirpur (2016) nehmen diese Vertiefung direkt im Rahmen der Analyse der Einzelfälle vor. Beide Arbeiten sind dabei auch insofern eine Ausnahme, als die Analyse der Einzelfälle nicht als Herausarbeitung von Subjektkonstruktionen erfolgt, sondern einzel- bzw. familienbiografisch ausgerichtet ist. Langsdorff (2012) hat die vertiefende Analyse als Teil von zehn einzelbiografischen Fallrekonstruktionen durchgeführt und keine Typen gebildet. Ähnlich dient bei Amirpur (2016) die Analyse der Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Differenzkategorien und Ebenen dazu, elf themenzentrierte Familiengeschichten herauszuarbeiten und die vertiefende Analyse der sozialstrukturellen und symbolischen Gesellschaftsbezüge erfolgt anhand der einzelnen Familiengeschichten.

Welchen Weg man bei der Verdichtung der Subjektkonstruktionen wählt, hängt also von der Fragestellung, von theoretischen Vorannahmen wie etwa denen des Konzepts der Handlungsfähigkeit und schließlich auch davon ab, ob die Intersektionale Mehrebenenanalyse im Forschungsprojekt mit anderen Analyseformen verbunden wird. In jedem Fall aber muss der Übergang von der Analyse einzelner Fälle hin zur übergreifenden Analyse gesellschaftlicher Positionierungen im Forschungsfeld bewusst vollzogen und methodisch reflektiert werden.

2.8 Soziale Strukturen und symbolische Repräsentationen vertiefen

An dieser Stelle kommen wir zur Zusammenführung von induktiven und deduktiven Erkenntnissen. In den nun anstehenden Schritten der Intersektionalen Mehrebenenanalyse liegt der Fokus auf den sozialen Strukturen und symbolischen Repräsentationen, also dem gesellschaftliche Rahmen, in dem die Subjektkonstruktionen artikuliert wurden. Durch diese »Analyse der Wechselwirkungen zwischen zentralen Subjektkonstruktionen und den wirkmächtigen symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen lässt sich die soziale Positionierung von Personen […] bzw. auch einer zusammengehörenden Gruppe bestimmen« (Winker 2012: 22). Dies verspricht Erkenntnisse sowohl über die soziale Zugehörigkeit und Verortung von Akteur*innen als auch über die Bedeutung von Ungleichheitsdimensionen im untersuchten Feld (Degele 2013: 17f.).

Hier kommt das gesamte theoretische Vorwissen ins Spiel, das Forschende über ihren Gegenstand mitbringen bzw. sich angeeignet haben. Welche aktuellen Dynamiken in gesellschaftlichen Diskursen oder in der politischen Steuerung zeigt das empirische Material? Welche gesellschaftlichen Strukturierungen etwa von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit, Familie, Bildung, Gesundheitswesen, Sozial- oder Aufenthaltsrecht prägen das Leben der Menschen im ausgewählten Feld? Welche hegemonial verankerten Normen stützen diese Strukturen? Wo bilden sich gegenhegemoniale Diskurse heraus, die den Status quo herausfordern? Welche Rolle spielen Heteronormativismen, Rassismen, Bodyismen und Klassismen im Forschungsfeld? Ergänzt wird dieses Wissen durch spezifische Recherchen, die von den in den Interviews vorgefundenen – und mittlerweile zu Subjektkonstruktionen und eventuell zu Typen verdichteten – Aussagen über die Positionierung einzelner Personen oder Realgruppen im Feld ausgehen.

Charakteristisch für diesen Schritt im Forschungsprozess ist das Zusammenspiel von Vertiefung und Gewichtung. Zum einen wird den im empirischen Material vorfindlichen Hinweisen auf soziale Struk-

turen, symbolische Repräsentationen und Wechselwirkungen zwischen beiden nachgegangen. Zum anderen muss entschieden werden, welche dieser Spuren für die Analyse von besonderem Gewicht sind. Denn sozialwissenschaftliche Analyse ist nie ein Abbild der vollständigen Komplexität und Vielfalt der gesellschaftlichen Realität, sondern immer eine gewichtete Auswahl bestimmter Aspekte, die in einem wissenschaftlichen Text unter Bezugnahme auf Theorien, Methoden und den Forschungsstand narrativ verdichtet und dargestellt werden.

Die Spuren, denen dabei gefolgt wird, können entweder Aussagen über und Verweise auf den gesellschaftlichen Kontext sein, die von den Interviewten gemacht werden, oder aber Nicht-Benennungen bzw. Leerstellen, denn oft sind es gerade die Verhältnisse und Positionierungen, von denen Menschen profitieren, die unmarkiert bleiben (Winker/Degele 2009: 92, 124). Dem Gesagten nachzugehen bedeutet, dem induktiven Prinzip zu folgen und somit sicherzustellen, dass diejenigen Aspekte betrachtet werden, die für die sozialen Praxen der Interviewten aus ihrer Sicht von großer Bedeutung sind. Dies wird mit einem deduktiven Vorgehen verbunden, indem ebenso diejenigen Aspekte Aufmerksamkeit erhalten, welche in den Interviews *nicht* benannt werden. Es gibt mehrere Anhaltspunkte, um diese Leerstellen zu erkennen: Widersprüche innerhalb eines Interviews können uns zu Themen führen, die relevant, aber womöglich nicht einfach zu besprechen sind. Ein Vergleich der Themen, die in den verschiedenen Fällen zur Sprache kommen, lässt möglicherweise Muster erkennen, welche Themen und Zusammenhänge von wem behandelt oder vernachlässigt werden. Außerdem bringt der Abgleich mit den deduktiv begründeten Strukturkategorien und mit der Analyse symbolischer Repräsentationen aus der Perspektive der Forschenden Hinweise auf Leerstellen in den Erzählungen der Interviewten (Degele 2013: 152–158, 192–197).

Beim Umgang mit den drei Analyseebenen ist drauf zu achten, ob sie gerade in einer theoretischen oder einer methodologisch-empirischen Weise verstanden werden (vgl. auch Abschnitt 1.2). Interviewpersonen sprechen nicht in den Kategorien der Sozialforschung über soziale Strukturen und symbolische Repräsentationen, sondern sie

sprechen über konkrete Sachverhalte, Erlebnisse, Vorstellungen usw. So wird von den Interviewten beispielsweise konkret darüber berichtet, wie sie als Berufstätige die Pflege für unterstützungsbedürftige Angehörige organisieren. Sie erzählen, wie ihre Schullaufbahn durch die Vorgaben des Schulsystems, Empfehlungen von Lehrkräften und das Einwirken der Eltern geprägt wurde. Oder sie teilen ihre Wut darüber, dass sie bei der Wohnungssuche immer wieder auf Probleme gestoßen sind. In der hier besprochenen Vertiefung geht es darum, diese Logik des Erlebens und der Praxen mit gesellschaftstheoretischen Deutungen zu vermitteln.

Um es am Beispiel der Studie von Schrader zu drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen verdeutlichen: Bei der Analyse struktureller Herrschaftsverhältnisse vertieft sie ausgehend von den Themen, die in allen analysierten Fällen eine wichtige Rolle für die Subjektkonstruktionen spielen, elf Aspekte – darunter die Reglementierungen und Regulierungen von Subalternen, Gesetze und Verordnungen zu Drogenkonsum und Sexarbeit sowie die Arbeitsbedingungen im Sexgewerbe (Schrader 2013: 267–307). Bei der vertiefenden Analyse der symbolischen Repräsentationen verlässt sie die Logik der Selbstpositionierungen der Interviewten und analysiert über den Deutungshorizont der Interviewtexte hinaus die gesellschaftlichen Diskurse, Episteme, Anrufungen, Stereotype, Normen, Werte und Ideologien, die für die interviewten Sexarbeiterinnen von Bedeutung sind – hier sind es sieben Themen, darunter die hegemonialen Diskurse zu Normalität und Risiko, das Stereotyp der Hure, Ideologien der Eigenverantwortung und rassistische Stereotype (ebd.: 308–328).

Das Beispiel zeigt, dass an dieser Stelle das Wissen der Forschenden über Rassismen, Heteronormativismen, Klassismen und Bodyismen einfließt. Die Intersektionale Mehrebenenanalyse zielt an dieser Stelle darauf ab, herauszuarbeiten, wie sich gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse konkret auf die gesellschaftliche Positionierung von Subjekten auswirken und welche Wechselwirkungen zwischen ihnen bestehen. Dazu wird an dieser Stelle den Hinweisen aus den Interviews nachgegangen, indem theoretisches Wissen, Struktur-

daten und vertiefende Analysen mit den Selbstpositionierungen verknüpft werden. Wenn man dabei nicht von vornherein entlang von soziodemografischen Merkmalen clustert – also z.B. alle weißen heterosexuellen Männer einer Gruppe zuordnet –, sondern mit Typen von Subjektkonstruktionen weiterarbeitet, werden hier aussagekräftige Ergebnisse darüber möglich, wie Heteronormativismen, Klassismen, Ableismen und Rassismen sich konkret im Alltag von Menschen auswirken.

Die Reihenfolge der Schritte sechs (soziale Strukturen vertiefen) und sieben (symbolische Repräsentationen vertiefen) ist grundsätzlich variabel und sollte dem jeweiligen Forschungsziel entsprechen. Winker und Degele finden es am einfachsten, »zunächst handfeste Strukturen, d.h. in Gesetzen, Verordnungen und Institutionen materialisierte Praxen, zu untersuchen und uns danach mit der Vielfalt ideologischer Konstruktionen auseinanderzusetzen. Es mag allerdings auch gute Argumente für das Vorziehen der Repräsentationsebene geben.« (Winker/Degele 2009: 91f.) Aus unserer Sicht müssen es auch nicht zwingend zwei streng getrennte Arbeitsschritte sein, in denen erst alle sozialen Strukturen und dann alle symbolischen Repräsentationen vertiefend analysiert werden. Da die analytische Trennung der drei Ebenen der Identitätskonstruktionen, symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen in der Intersektionalen Mehrebenenanalyse dazu dient, empirisch gerade die dynamischen Wechselwirkungen und Widersprüche zwischen den Ebenen zu analysieren, können diese zwei Schritte auch zusammengezogen werden.

Insgesamt besteht die Herausforderung dieser Arbeitsphase der Intersektionalen Mehrebenenanalyse darin, ein eigenes Vorgehen zu entwickeln, das zum jeweiligen Vorhaben passt. Entscheidungen über die Umsetzung der Schritte sechs und sieben sind sehr gegenstandsbezogen und selten sind Forschungsfragen so formuliert, dass nach den Wechselwirkungen von Herrschaftsverhältnissen in einem definierten Feld gefragt wird. Gängiger sind problemzentrierte Fragestellungen zu gesellschaftlichen Zusammenhängen. Oft bietet sich etwa ein problemzentrierter Zugang an, bei dem die Schritte sechs und

sieben sehr eng miteinander verflochten werden können. Ein Beispiel: In Interviews mit Pflegekräften sprechen viele über die Unzuverlässigkeit der Dienstplanung. Bei Recherchen wird man schnell darauf kommen, dass das Problem fehlender Zeitsouveränität durch das häufige »Aus-dem-Frei-Holen« bei Pflegekräften gang und gäbe ist und dass dies mit struktureller Personalknappheit in der Pflege zu tun hat. Nun ist es interessant zu betrachten, wie unterschiedliche Pflegekräfte damit umgehen: Sprechen sie darüber, dass es ein großes Problem ist, das viele Betriebe betrifft? Welche Verantwortung messen sie der eigenen Betriebsleitung bei? Sehen sie das zugrunde liegende Problem, den Personalmangel, als veränderbar an und in welcher Rolle sehen sie sich beim Erreichen einer politischen Veränderung? Wie positionieren sie sich gegenüber der betrieblichen Forderung nach Flexibilität und Überstunden? Auf welche ethischen, sozialen und politischen Werte nehmen sie Bezug, um Anpassung oder Widersetzung zu begründen? Wie wirken sich bei den einzelnen Faktoren wie Staatsbürgerschaft und Rassismuserfahrung auf den Umgang damit aus? Welche Rolle spielen die eigene gesundheitliche Verfassung, das Alter und finanzielle Ressourcen? Unterscheiden sich Umgangsweisen mit Blick auf Geschlecht oder den Familienstatus? Und wie interagieren diese Faktoren miteinander?

Dafür, wie die Schritte sechs und sieben umgesetzt werden, spielt es eine Rolle, ob in Schritt fünf eine Verdichtung der Subjektkonstruktionen zu Typen, Gruppen oder Clustern erfolgt ist. Wenn hier schon Verallgemeinerungen der Einzelfälle vorgenommen wurden, dann wurden dazu oft bereits auch deduktive Kategorien herangezogen, die sich aus der Themenstellung und den Forschungsfragen herleiten. Dies kann man zum Ausgangpunkt nehmen, um die in den jeweiligen Typen, Gruppen oder Clustern besonders relevanten sozialen Strukturen und symbolischen Repräsentationen in einer weiteren Datenerhebung zu vertiefen. Ein Beispiel hierfür ist die Studie des European Policy Institute zu Sozialhilfesystemen in Bosnien-Herzegowina und Mazedonien (Kotevska 2016). Hier wurde eine Policy-Analyse auf der Ebene der sozialen Strukturen gemacht und Gruppendiskussio-

nen sowie Medienanalysen über die symbolischen Repräsentationen der untersuchten sozialen Gruppe der Sozialhilfeempfänger*innen durchgeführt.

In Degeles (2013) Studie über Diskriminierung im Fußball wurden Gruppen statt Einzelpersonen interviewt (zu Gruppendiskussionen vgl. Abschnitt 2.4.6). Zunächst wurden aus den Gruppendiskussionen die Formen der Ein- und Ausgrenzung in der Gemeinschaftsbildung von verschiedenen Fußballfangruppen analysiert. Diese wurden in den Schritten sechs und sieben mit eigenen Medienanalysen zur Fußballberichterstattung und mit strukturellen Daten zu Aspekten wie Einkommen von Spieler*innen, Sonderregeln im Frauenfußball und Trainer*innenausbildung abgeglichen.

In anderen Projekten geht es eher darum, die Subjektkonstruktionen oder die Typologie unter Hinzuziehung von Forschungsliteratur als unterschiedliche Formen der gesellschaftlichen Positionierung zu beschreiben. Die Voraussetzung dafür ist eine möglichst genaue Kenntnis des gesellschaftlichen Kontextes und seiner jeweils aktuellen Dynamiken. Die Umsetzung der Schritte sechs und sieben erfolgt dann meist nicht getrennt entlang der beiden Analyseebenen (soziale Strukturen und symbolische Repräsentationen), sondern inhaltlich entlang der Beantwortung der Forschungsfragen. In Raabs (2019) Arbeit wird das gesellschaftsverändernde Potenzial von nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken diskutiert, indem die empirisch vorgefundenen Typen von Beziehungsnetzwerken zu theoretisch erarbeiteten Thesen über ihre Bedeutung für neoliberale Vergesellschaftungsweisen in Bezug gesetzt werden. In Hausotters (2018) Arbeit werden die in Interviews mit jungen Ingenieur*innen empirisch vorgefundenen Interessentypen vor dem Hintergrund von induktiv herausgearbeiteten Spannungsfeldern zwischen Lebenswünschen und Lebensbedingungen diskutiert, um verschiedene Facetten prekärer Privilegien aufzuzeigen.

Die vertiefende Analyse kann auch auf eine spätere abschließende Typenbildung zulaufen. Schraders (2013) Forschungsprojekt ist in der Sozialen Arbeit verortet und zielt darauf ab, Empowerment-An-

sätze zu entwickeln. Das gewählte Vorgehen leitet Schrader aus der Arbeitsthese ab, dass in den sozialen Praxen der untersuchten Gruppe der drogengebrauchenden Sexarbeiter*innen »subversive Akte und Widersetzungen enthalten sind, die Handlungsfähigkeit einerseits eröffnen und andererseits beschränken können« (Schrader 2012: 8). Um dies zu zeigen, vertieft sie anhand der Subjektkonstruktionen der Interviewten, wie zum einen Gesetze, Verordnungen und der ökonomische Verdrängungsdruck in bestimmten städtischen Quartieren und zum anderen hegemoniale Moralvorstellungen dauerhaft repressiv in ihrem Alltag wirken. Indem sie dies mit den subjektiven Widersetzungen der Interviewten zusammenbringt, die notwendigerweise Teil der unterschiedlichen Alltags- und Überlebensstrategien sind, erstellt sie nach der fallübergreifenden Vertiefung für jeden Einzelfall eine Beschreibung der Handlungsfähigkeit, aus denen sie abschließend Typen bildet.

In einem diskurs- und hegemonietheoretischen Rahmen ergeben sich nochmals andere Herausforderungen. Hier hängt die Vorgehensweise stark davon ab, welches Erkenntnisinteresse mit dem subjektorientierten Zugang des Intersektionalen Mehrebenenansatzes verknüpft ist. In der Forschungsarbeit von Ganz (2018) geht es um die Netzbewegung. Es handelt sich um eine Arbeit mit starken politikwissenschaftlichen Bezügen (Soziale Bewegungsforschung) und einem diskurstheoretischen Rahmen. Die Verwendung einer subjektorientierten empirischen Methodik ist hier zuerst einmal nicht naheliegend und wird entsprechend sowohl im Theorie- als auch im Methodenteil ausführlich begründet und erläutert. Ganz geht folgendermaßen vor: Aus den Subjektkonstruktionen zieht sie zentrale Themen der Netzbewegung, zu denen die Bewegungsakteur*innen kontroverse Positionen beziehen. Dies vertieft sie dann zu einer Diskursanalyse der Netzbewegung und arbeitet so heraus, welche Subjektpositionen im politischen Diskurs der Netzbewegung hegemonial und welche marginalisiert sind. Auf diese Weise wird deutlich, wie sich gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse in den politischen Diskurs einer sozialen Bewegung einschreiben. Noch einmal anders ist das Vorgehen von Ste-

fan Paulus (2012). Er verbindet eine regulationstheoretische Analyse des postfordistischen Geschlechterregimes mit einer Diskursanalyse von Regierungsmaßnahmen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie und einer Intersektionalen Mehrebenenanalyse, die dazu dient, die Mitwirkung von Arbeitnehmer*innen am neoliberalen Work-Life-Balance-Dispositiv aufzuzeigen.

Um für ein Forschungsvorhaben das geeignete Vorgehen für die vertiefende Analyse zu finden, kann die Beantwortung der folgenden Fragen helfen:

- Welche Erkenntnisse erwarte ich von der Analyse der gesellschaftlichen Positionierungen der Interviewten?
- Welchen Stellenwert haben Subjektkonstruktionen in meinem gesellschaftstheoretischen Bezugsrahmen?
- Für welche Art der Positionierung interessiere ich mich (Expert*innen, Aktivist*innen, Menschen in ihrem jeweiligen Alltag etc.)?

Die vielfältigen Wege, die Forschende mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse an dieser Stelle gehen, zeigen, dass in diesem Schritt besonders viel konzeptionelle Arbeit steckt. Der Schritt der vertiefenden Analyse und theoretischen Fokussierung sollte nicht unterschätzt werden. Er birgt den anspruchsvollsten Teil der empirischen Erkenntnisgewinnung. Das Acht-Schritte-Schema der Intersektionalen Mehrebenenanalyse sollte also nicht als eine Handreichung missverstanden werden, deren Anwendung automatisch zu einem erfolgreichen Forschungsprojekt führt. Die Schritte dienen vielmehr dazu, empirisches Material zunächst gesellschaftstheoretisch begründet aufzubrechen, um bestimmte Muster zu erkennen, aus denen dann in einer strukturierten Auseinandersetzung mit Forschungsstand und Theorie neue Erkenntnisse gezogen werden können. An diesem Punkt der empirischen Analyse lassen sich die zentralen Ergebnisse der Forschungsarbeit deshalb oft zum ersten Mal greifen. Es wird klar, worauf die Arbeit ›hinauslaufen wird‹, und damit verbunden müssen wichtige

Entscheidungen darüber getroffen werden, was nun genauer analysiert wird und welche Spur nicht weiterverfolgt werden kann.

2.9 Gesellschaftliche Positionierungen und Handlungsfähigkeit analysieren

Nach der vertiefenden Analyse der gesellschaftlichen Bezüge erfolgt als letzter Schritt der empirischen Datenanalyse »die intersektionale Zusammenschau« (Winker/Degele 2009: 81). In der ersten Publikation zur Intersektionalen Mehrebenenanalyse wird dazu ein Vorgehen vorgeschlagen, das stark vom intersektionalitätstheoretischen Rahmen ausgeht. Winker und Degele schlagen vor, auf der Grundlage der zuvor erfolgten vertiefenden Analyse die Wechselwirkungen der vier Herrschaftsverhältnisse zwischen jeweils zwei der Analyseebenen zu beschreiben (ebd.: 63ff.). Winker plädiert mittlerweile dafür, diesen Teil der Auswertung als Analyse von Handlungsfähigkeit zu verstehen und danach zu fragen, wie sich die Einzelnen oder soziale Gruppen an ihre Lebensbedingungen anpassen, wo sie sich Normen oder sozialen Strukturen widersetzen oder diese stützen. Im Sinne einer kritischen intersektionalen Forschung geht es hier auch darum, die Grenzen von individuellen Widersetzungen zu erkennen und die Notwendigkeit und vor allem konkrete Ansatzpunkte für gemeinschaftliches Handeln empirisch aufzuzeigen (Winker 2012: 23).

Um die Interviewten als Mitforschende einzubeziehen, kann es sich anbieten, diese Ergebnisse an die Interviewten zurückzumelden und mit ihnen zu diskutieren, bevor abschließende Schlussfolgerungen in Bezug auf die Forschungsfragen gezogen werden. Da hier bereits das Theorie- und Kontextwissen der Forschenden eingeflossen ist, kann diese Rückmeldung nicht als bloße kommunikative Validierung erfolgen, sondern ist ein offener, diskursiver Prozess. Es wird dann die Frage zu beantworten sein, wie die Ergebnisse in die eigenen Schlussfolgerungen aufgenommen werden. In den herausgearbeiteten sozialen Positionierungen wird die gesellschaftliche Bedeutung

individueller Praxen sichtbar. Dies mit den Interviewten und mit Akteur*innen im Feld zu diskutieren, bietet mit Sicherheit viel Potenzial für Projekte der Praxisforschung (vgl. Kap. 3).

Wie auch bei der zuvor erläuterten vertiefenden Analyse der Subjektkonstruktionen, variiert das Vorgehen bei der Analyse der Handlungsfähigkeit je nach Projektziel und Fragestellung, und es leitet sich forschungslogisch jeweils stark aus den vorhergehenden Schritten ab. In jedem Fall kommt es darauf an, zu beschreiben, wie die untersuchten gesellschaftlichen Gruppen ihre Situation wahrnehmen, wie sie den gesellschaftlichen Kontext betrachten und welche Bedeutung verschiedenen Herrschaftsverhältnissen dabei zukommt. Durch die intersektionale Analyse werden vielfältige Positionierungen sichtbar. Und durch die Betrachtung der verschiedenen Analyseebenen sind Aussagen darüber möglich, wie sich Strukturen und Diskurse auf individuelle und kollektive Identitäten auswirken, wie Menschen die gesellschaftlichen Strukturen wahrnehmen, wie sich die untersuchten Individuen bzw. herausgearbeiteten Typen oder Gruppen zu hegemonialen Diskursen positionieren und ob bzw. inwieweit sie in ihren eigenen Normen und Werten mit diesen Diskursen übereinstimmen oder gegenhegemoniale Positionen einnehmen.

Eine Frage, die wir oft in Forschungswerkstätten und Kolloquien diskutiert haben, lautet: Wann und wie kommt Intersektionalität, also die Betrachtung der vier Herrschaftsverhältnisse in ihren vielfältigen Wechselverhältnissen ins Spiel? Grundsätzlich gilt, dass die deduktiv eigesetzten Kategorien (Klasse, Geschlecht, »Rasse« und Körper) erst zur vertiefenden Analyse der Subjektkonstruktionen herangezogen werden. Abgesehen davon lässt sich auch diese Frage nicht in Form einer Passepartout-Anleitung beantworten, sondern ist im Zusammenhang der jeweiligen Forschungsarbeit zu klären. Was wir aus den bisherigen Erfahrungen sagen können: Der konsequente Rückbezug auf die Herrschaftsverhältnisse ermöglicht es, die vorgefundenen sozialen Praxen nicht einfach in ihrer Vielfalt zu beschreiben, sondern sie auch auf Ungleichheit produzierende gesellschaftliche Bedingungen des Kapitalismus zu beziehen. Dabei ist es abhängig von Gegen-

stand und Erkenntnisziel, auf welchem Abstraktionsgrad die Analyse stattfindet.

Die Ergebnisse von Hausotter zeigen beispielsweise, dass die besonders von Prekarisierung betroffen Gruppen im Ingenieurberuf in sich intersektional bzw. mehrdimensional sind (Frauen im Ingenieurberuf sowie Eltern und Berufsanfänger*innen unter den hochqualifizierten Angestellten). In der Studie von Ganz (2018) zum politischen Diskurs der Netzbewegung wurde wiederum herausgearbeitet, wie in der Netzbewegung damit umgegangen wird, dass sie sich als Avantgarde positioniert, die sich für das allgemeine Interesse eines ›freien Internets‹ einsetzt, während der Zugang zur Bewegung aufgrund intersektionaler Privilegierung erfolgt.

Durch den Fokus auf die Erweiterung von Handlungsfähigkeit bringen Intersektionale Mehrebenenanalysen immer wieder den Blick auf notwendige Gesellschaftsveränderungen mit sich, ohne die eine wirkliche Verbesserung der Lebenssituation der Menschen, über die und mit denen man forscht, nicht zu erreichen ist. Dabei sind es in vielen Fällen nicht erst die Forschenden, die durch ihre Arbeit ein Bewusstsein für intersektionale Ungleichheiten eröffnen. Vielmehr schließen die wissenschaftlichen Ergebnisse wiederum an Diskurse im Feld an. Das wirft die Frage auf, unter welchen Bedingungen es gelingen kann, mit einem Forschungsprojekt einen tatsächlichen Beitrag zur Erweiterung von Handlungsfähigkeit im Sinne des kritisch-transformativen Selbstverständnisses von Intersektionalität zu leisten. Wie ein solches Projekt angegangen werden kann und welche Probleme sich im Forschungsalltag stellen, ist Gegenstand des folgenden Kapitels.

3. Partizipative Forschung

Der Intersektionale Mehrebenenansatz beruht auf einem kritisch-transformativen Verständnis intersektionaler Sozialforschung. Wissenschaftliche Erkenntnisse sollen einen Beitrag zur Kritik von Herrschaftsverhältnissen und sozialer Ungleichheit und damit auch zu ihrer Überwindung leisten. Damit knüpft der Ansatz an die theoriegeschichtliche Verbindung zwischen Wissenschaft und den politischen Kämpfen von mehrfach marginalisierten Menschen für soziale Gerechtigkeit und politische Teilhabe an (siehe Abschnitt 1.1).

Mit diesem Anspruch ist intersektionale Forschung im hegemonialen Wissenschaftssystem ein randständiges Unterfangen. Die Trennungen und Hierarchien zwischen Expert*innenwissen und Alltagswissen, zwischen Wissenschaft und Praxis sowie zwischen einem angeblich objektiven Wissen und einer politisch engagierten Haltung stehen partizipatorischen Formen von Wissensproduktion oftmals entgegen. Praktiker*innen und Betroffene gestalten die empirische Sozialforschung kaum mit. Zwar gibt es in vielen Disziplinen Verbindungspunkte zur Praxis, sei es in der Sozialen Arbeit, in den Gender Studies oder in den Rechtswissenschaften. Jedoch führen die Normen und Regeln des wissenschaftlichen Feldes oft dazu, dass sich die Akteur*innen in diesem Feld gesellschaftspolitische Einbindungen und damit mögliche Konsequenzen der Forschung nicht ausreichend bewusst machen. Oftmals rücken aber auch politische Anliegen der Forschenden gegenüber den Anforderungen des Wissenschaftssystems in den Hintergrund.

In diesem abschließenden Kapitel beschäftigen wir uns damit, welche Möglichkeiten der Intersektionale Mehrebenenansatz für die Vermittlung von Sozialforschung und Praxis bietet. Wir beziehen uns dazu auf soziologische Ansätze der Handlungs- und Aktionsforschung und auf den kritisch-psychologischen Ansatz der Praxisforschung. Handlungs- oder Aktionsforschung verstehen wir nicht als eigenständige Methode, sondern als eine Sammlung von Prämissen und Werkzeugen mit sehr vielfältigen Quellen und Bezügen (für einen Überblick vgl. Bergold/Thomas 2010). Die Praxisforschung ist ein marxistischer und subjektwissenschaftlicher Ansatz aus der Kritischen Psychologie. Die theoretischen Grundlagen der Kritischen Psychologie sowie ihre methodologischen Überlegungen zu partizipativer Forschung lassen sich mit dem hier vorgestellten theoretischen Rahmen verbinden (siehe Abschnitt 1.4). Die Kritische Psychologie berücksichtigt »sowohl [die] objektive Bestimmtheit als auch [die] subjektive Bestimmung menschlicher Existenz« (Markard 2017: 234). Dabei fragt sie insbesondere danach, wie sich Handlungsfähigkeit erweitern lässt. Sie sucht also – expliziter als sozialwissenschaftliche Analysen es in der Regel tun – nach konkreten alternativen Handlungsmöglichkeiten.

Den genannten auf Partizipation ausgerichteten Forschungsansätzen ist gemeinsam, dass sie Wissensproduktion als Beitrag zu gesellschaftspolitischen Transformationsprozessen verstehen. Dies geschieht unter der Prämisse, dass Problemstellungen und Problemlösungen aus dem sogenannten Elfenbeinturm am Denken und Handeln der Menschen vorbeigehen. Aktions- und Praxisforschung bieten uns somit Methoden und theoretische Ansätze, mit denen wir die Intersektionale Mehrebenenanalyse als partizipative Forschung gestalten können, bei der Akteur*innen im Feld als Mitforschende in die Produktion kritisch-transformativen Wissens einbezogen werden.

Einige Elemente der Aktions- bzw. Praxisforschung werden bereits in Forschungsprojekten mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse umgesetzt, andere werden derzeit erprobt. In diesem Kapitel geht es um programmatische Überlegungen, die auf den Erfahrungen in diesen Forschungsprojekten beruhen, aber auch über sie hinausgehen.

Dazu gehen wir zunächst auf die Grundüberlegungen der genannten Ansätze ein (3.1). Daran anschließend stellen wir Erfahrungen und Überlegungen hinsichtlich einer partizipativen Herangehensweise an das Forschungsdesign vor (3.2), zeigen, was Partizipation auf der Ebene der Datenerhebung und Analyse bedeutet (3.3) und wie die Transformation von wissenschaftlichen Ergebnissen in die Praxis gelingen kann (3.4). Abschließend resümieren wir den Anspruch von intersektionaler Praxisforschung im Kontext der gegenwärtigen Hochschulsteuerung und Forschungsförderung (3.5).

3.1 Methodologische Prämissen

Den Begriff der Partizipation verstehen wir in einem spezifischen Sinne. Anders als beispielsweise in der Evaluationsforschung oder der sozialwissenschaftlichen Politikberatung, wo es um die Berücksichtigung von sogenanntem Praxiswissen in der Forschung geht, meinen wir mit Partizipation eine gemeinsame Gestaltung des Forschungsprozesses. Der Dreh- und Angelpunkt dieses Prozesses ist die Beziehung und Zusammenarbeit zwischen Forschenden und Mitforschenden. Forschende arbeiten im wissenschaftlichen Feld, z.B. in einem Forschungsprojekt. Mitforschende sind Menschen, die – mit Ausnahme von partizipativen Projekten innerhalb des Wissenschaftssystems – in außerwissenschaftlichen Praxisfeldern aktiv sind. Sie wirken aus einem eigenen Interesse an der kritischen Reflexion dieses Feldes am Forschungsprojekt mit, während für die Forschenden durchaus auch wissenschaftsimmanente Interessen eine Rolle spielen. Die durch die Zusammenarbeit gewonnenen Erkenntnisse sollen die Mitforschenden zu einer umfassenden Reflexion und Transformation des eigenen Handelns befähigen: »Idealtypisch bilden dabei Erkennen und Verändern insofern eine Einheit, als der Forschungsprozess auf eine andere, eine veränderte Praxis ausgerichtet ist.« (Andresen 2005: 66)

Wir gehen davon aus, dass für mitforschende Menschen aus der Praxis die Beteiligung an einem partizipativ gestalteten Projekt mit

der Intersektionalen Mehrebenenanalyse dann interessant ist, wenn sie in ihrem Alltag mit Problemen und Konflikten zu kämpfen haben, die aus ihrer Sicht mit ungleichen Positionierungen, Mehrfachdiskriminierung und miteinander verwobenen Herrschaftsverhältnissen zu tun haben. Für die methodologischen Überlegungen zur Ermöglichung von Partizipation greifen wir auf die Kritische Psychologie zurück, die bestrebt ist, den Erkenntnisstandpunkt des Subjekts in die psychologische Erkenntnisgewinnung einzubeziehen. Die Kritische Psychologie geht davon aus, dass es gesellschaftliche Bedingungen gibt, die durch Bedeutungen gesellschaftlich vermittelt werden und die wir als Möglichkeitsräume und Barrieren für menschliche Handlungsoptionen theoretisch und empirisch untersuchen und bestimmen können. Wenn es aber darum geht, welche Bedeutung diese Strukturen in konkreten Situationen real für das Handeln von Menschen erlangen, dann lässt sich dies nicht theoretisch auf die betrachtete Situation herunterbrechen. Hierfür ist es vielmehr nötig, die Situation vom Standpunkt des Subjektes aus zu verstehen: »In der Art und Weise und soweit ein Individuum Bedingungen und deren Bedeutungen für sich als Handlungsmöglichkeiten bzw. -behinderungen wahrnimmt und für sich akzentuiert, macht es sie für sich zu seinen ›Prämissen‹.« (Markard 2010: 170) Diese Herangehensweise entspricht den allgemeinen Grundannahmen subjektorientierter Sozialforschung. Worauf die subjektwissenschaftliche Praxisforschung an dieser Stelle insbesondere abhebt, ist, dass die von Markard benannten Prämissen des Handelns Dritten nicht zugänglich sind. Das macht soziale Praxen zu speziellen Forschungsgegenständen, die in ihrer gesamten Tiefe nur unter der Beteiligung der individuellen Akteur*innen erforscht werden können. Die Erforschung der subjektiven Funktionalität der Denk- und Handlungsweisen einzelner Individuen ist damit methodisch »zwingend an eine bestimmte Weise der Kommunikation und Erfahrungsgewinnung gebunden: den Modus intersubjektiver Verständigung« (Holzkamp 1996: 58).

Wenn wir hier auf die Kritische Psychologie Bezug nehmen, plädieren wir damit nicht für eine Priorisierung von psychologischen

gegenüber soziologischen Fragestellungen in der empirischen Sozialforschung. Vielmehr hilft uns die Kritische Psychologie, die Möglichkeiten und Grenzen von partizipativen Forschungsprozessen im Hinblick auf die Analyse subjektiver Konstruktionen einzuordnen. Die Herausforderung besteht zum einen im Bereich der Theorie darin, das Alltagswissen durch wissenschaftliche Reflexion zu überschreiten und diese Reflexion praktisch in den Alltag zu übertragen. Zum anderen entsteht die methodische Herausforderung: Wenn wir subjektives Handeln im Kontext von gesellschaftlichen Bedingungen verstehen und den Menschen Wissen darüber bereitstellen wollen, das ihre Handlungsfähigkeit erweitert (zum Begriff der erweiterten Handlungsfähigkeit vgl. Abschnitt 1.4), muss die Erkenntnisgewinnung *mit* ihnen stattfinden. Um gemeinsam aufzudecken, welche Funktionen subjektive Begründungen in Bezug auf gesellschaftliche Bedingungen und Begründungen einnehmen, muss das hegemoniale methodologische Register der Sozialforschung bewusst überschritten werden.

Die Intersektionale Mehrebenenanalyse bietet verschiedene Anknüpfungspunkte für intersektionale partizipative Forschung. Eine subjektwissenschaftliche Praxisforschung mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse beschreibt Winker als Verbindung »intersektionaler Ungleichheitsanalysen mit der Suche nach Möglichkeiten für politisches Handeln« (Winker 2012: 25). Indem soziale Positionierungen und die mit ihnen verbundenen Formen von Handlungsfähigkeit herausgearbeitet werden, werde erkennbar, in welche gesellschaftlichen Dynamiken und Entwicklungsprozesse die untersuchten sozialen Praxen eingelassen sind. Dabei werden insbesondere auch die Widersprüche greifbar, etwa wenn Menschen Gutes für sich und andere wollen oder sich empfundenen Ungerechtigkeiten widersetzen, dabei aber wissend oder unwissend Einschränkungen, Ungleichheiten und Hierarchien reproduzieren (Winker 2012).

Es gibt Projekte, die zeigen, wie eine solche Partizipation gelingen kann. Dazu gehören das partizipative Forschungsprojekt zur »Lebenssituation von gewaltbetroffenen Frauen mit und ohne Psychiatrieerfahrung im Frauenhaus – Eine intersektionale Analyse«, das seit 2012

in Schleswig-Holstein durchgeführt wird, sowie ein gleichnamiges hessisches Forschungsprojekt, das 2018 begonnen wurde.[1] Diese und weitere Forschungsprojekte liegen unseren folgenden Überlegungen zur Konzeption und Durchführung von partizipativ gestalteten Intersektionalen Mehrebenenanalysen zugrunde. Dabei gehen wir immer auch auf mögliche Anpassungen ein, die vorgenommen werden müssen, wenn das Vorhaben eines möglichst hohen Maßes an Partizipation der Mitforschenden unter den einschränkenden Bedingungen hegemonialer Wissenschaftspraxis gelingen soll.

3.2 Konzeption eines partizipativen Forschungsprojektes

Partizipation besteht nicht darin, Menschen aus der Praxis in ein fertig konzipiertes Forschungsprojekt einzuladen. Vielmehr müssen alle am Forschungsprozess beteiligten Personen von Anfang an einen »Wunsch nach Wissen über einen bestimmten Gegenstandsbereich« haben und die Überzeugung teilen, »dass Partizipation in der jeweiligen Forschungssituation angemessen, erkenntnisträchtig und moralisch gerechtfertigt ist und dass das angezielte Wissen nur gemeinsam mit Anderen hergestellt werden kann« (Bergold/Thomas 2010: 339). Ein solches Verständnis von Partizipation bringt es mit sich, dass die Bestimmung von Ziel und Gegenstand nicht theorie-, sondern problemgeleitet erfolgt. Für die subjektwissenschaftliche Forschung der Kritischen Psychologie schlägt Markard vor, von einem lebenspraktischen Problem auszugehen, und denkt dabei vor allem an »Proble-

1 Das Projekt in Schleswig-Holstein wird von Melinda Carstensen und Lena Oeverdiek (Autonome Frauenhäuser Schleswig-Holstein), Kathrin Schrader (Frankfurt University of Applied Sciences) und Christiane Micus Loos (Universität Kiel) gemeinsam durchgeführt. Das Projekt in Hessen, das für zwei Jahre (2018–2020) durch das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst finanziert wird, wird von Schrader und ihrem Forschungsteam bearbeitet. Wir danken Kathrin Schrader und Stella Schäfer für die Einblicke, die sie uns im Rahmen eines Interviews in die beiden Vorhaben gewährt haben.

me, in denen sich in ihrer Dynamik unbegriffene Machtverhältnisse niederschlagen« (Markard 2017: 240). Auf dieser Grundlage können Forscher*innen und Menschen aus der Praxis gemeinsam überlegen, welcher Gewinn sich für die unterschiedlichen Beteiligten aus einem partizipativen Forschungsprojekt ziehen lässt. Dabei muss zunächst einmal abgesteckt werden, wie viel Zeit die Beteiligten jeweils für das gemeinsame Forschen zur Verfügung stellen können. Das ist wichtig, um offen über die sich daraus ergebenden Möglichkeiten sowie die aneinander gerichteten Erwartungen zu sprechen. Darüber hinaus muss offen darüber kommuniziert werden, inwiefern die verschiedenen Beteiligten unterschiedliche Interessen mit dem Projekt verbinden und inwieweit individuelle Ziele bei der Planung berücksichtigt werden sollen. Dazu müssen insbesondere die beteiligten Forscher*innen bereit sein zu reflektieren, welche Bedeutung das betreffende Projekt für ihre berufliche Laufbahn spielt. Wie wichtig ist es für sie, im Zuge des Projektes zu Expert*innen für bestimmte Aspekte des Themas zu werden? Inwieweit schränken berufliche Ziele sie darin ein, das Projekt als ergebnisoffenen kollektiven Prozess zu gestalten? Diese Fragen lassen sich aber auch aus Perspektive der Mitforschenden stellen, vor allem, wenn diese ebenfalls in beruflichen Settings am Forschungsprojekt teilnehmen. Da partizipative Forschungsprojekte im Gegensatz zu vielen anderen Forschungsprojekten nicht in erster Linie dem Erkenntnisgewinn der Forschung dienen sollen, sondern auf eine Veränderung von Praxis abzielen, müssen Mitforschende ein hohes Maß an Bereitschaft mitbringen, ihre bisherige Praxis zu hinterfragen.

Partizipative Forschung bringt die Herausforderung mit sich, unterschiedlich situierte Wissenszugänge zusammenzubringen, da »Forschung bzw. die an ihr Beteiligten sich in gesellschaftlichen Widersprüchen, in Herrschaftsverhältnissen bewegen« (ebd.: 228). Wir können nicht davon ausgehen, dass Forschende und Mitforschende immer auf Augenhöhe agieren können. Denn auch ihre Interessen stehen meist nicht gleichranging nebeneinander, sondern sind in Herrschaftsverhältnisse eingelassen. Daher stellt die »Analyse der Machtstruktur […] einen notwendigen ersten Schritt bei der Imple-

mentierung von partizipativen Forschungsprojekten« (Bergold/Thomas 2010: 336) dar. Die Ressourcen, die Einzelne einbringen können, können sehr unterschiedlich verteilt sein. Gleiches kann für Vorerfahrungen, Kompetenzen und Selbstsicherheit gelten, wenn es um gemeinsame Analysen, aber auch um Veröffentlichungen und Vorträge geht. Wie abhängig sind die Einzelnen beruflich und persönlich von einem erfolgreichen Ausgang des Projektes und wie wird Erfolg hier definiert? Muss am Ende eine wissenschaftliche Fachpublikation stehen oder sind ganz andere Formen der Wissenschaftskommunikation denkbar? Diese Fragen müssen im Prozess immer wieder reflektiert werden, um einen gemeinsamen Umgang zu finden, der möglichst gleiche Teilhabe an der Wissensproduktion ermöglicht und verhindert, dass die Arbeit der Mitforschenden am Ende für die Zwecke der Wissenschaft ausgebeutet wird.

Die zwei unter dem gemeinsamen Titel »Lebenssituation von gewaltbetroffenen Frauen mit und ohne Psychiatrieerfahrung im Frauenhaus – Eine intersektionale Analyse« in Schleswig-Holstein und Hessen durchgeführten Forschungsprojekte zeigen, wie aus einem lebenspraktischen Problem ein intersektional und partizipativ angelegtes Forschungsprojekt werden kann. Ausgangspunkt für beide Projekte sind real erlebte Konflikte im Frauenhausalltag und ein für Bewohnerinnen und Mitarbeiterinnen unbefriedigender Umgang damit, insbesondere im Hinblick auf die Situation und die Diskriminierung psychiatriebetroffener Frauen.

Frauenhäuser vertreten einen Ansatz feministischer und parteilicher Sozialarbeit (Carstensen et al. 2018: 138). Sie sehen Gewalt gegen Frauen als Ausdruck hierarchischer Geschlechterverhältnisse und Frauenhäuser als Schutzräume und zugleich als Orte des gemeinsamen, erweiterten Handelns gegen sexistische Strukturen. Die Bewohnerinnen haben oft komplexe Gewalterfahrungen gemacht, die sich mit weiteren Problemen überlagern: »Die persönliche Betroffenheit überschneidet sich mit einem rassistischen Aufenthaltsrecht, der Abhängigkeit von ALG II, der Diskriminierung von psychiatriebetroffenen Frauen und Trans*Personen, der Definition von ›Arbeits(un-)

fähigkeit‹ durch das Arbeitsamt und der institutionellen Akzeptanz hierarchischer Geschlechterverhältnisse« (ebd.: 139f.). Die Situation der Bewohnerinnen ist also von »verschiedenen, untereinander verwobenen Ungleichheitskategorien und Diskriminierungsmechanismen« (ebd.: 138) geprägt.

Dies führt in Frauenhäusern oft zu Konflikten, die Bewohnerinnen und Mitarbeiterinnen unter den vorherrschenden Bedingungen knapper Ressourcen an Räumen, Geld, Personal nicht lösen können. Eine Gruppe, die darunter besonders leidet, sind Frauen mit Psychiatrieerfahrung. Im Alltag in den Frauenhäusern werden Frauen mit Psychiatrieerfahrung aber vor allem als diejenigen wahrgenommen, die Konfliktpotenzial in die Gemeinschaft hineintragen. Ausgangspunkt der partizipativen Forschung war der Verdacht von Mitarbeiterinnen, dass sie in dieser Lage möglicherweise selbst als Diskriminierende agierten. »Der angestrebten Hierarchiefreiheit im Frauenhaus stehen eigene Ausschlusskriterien und Identitätskonstruktionen (auch der Mitarbeiterinnen) entgegen, die möglicherweise Diskriminierungen reproduzieren, und die es aufzudecken und zu reflektieren gilt.« (Ebd.: 138) Vor diesem Hintergrund entschloss sich das Projektteam, eine gemeinsame, partizipative Intersektionale Mehrebenenanalyse durchzuführen. Der Schwerpunkt der Untersuchung sollte dabei auf psychiatriebetroffenen oder -erfahrenen Bewohnerinnen in verschiedenen Frauenhäusern und dem Umgang mit ihnen liegen. Sie werden von Mitarbeiterinnen und anderen Bewohnerinnen häufig als Problemfälle konstruiert, die für das Zusammenleben in Frauenhäusern eine Herausforderung darstellen (ebd.: 140ff.). Davon ausgehend entwickelten die Projektbeteiligten eine subjektorientierte Herangehensweise, bei der die subjektiven Gewalterfahrungen mit den Stigmatisierungen von psychiatrieerfahrenen Frauen auf der Repräsentationsebene und den sozialen Strukturen, die Gewaltverhältnisse hervorbringen, in Bezug gesetzt werden (ebd.: 144). Befragt wurden Bewohnerinnen und Sozialarbeiterinnen in Frauenhäusern in Schleswig-Holstein. Außerdem nahmen zwei Sozialarbeiterinnen aus Auto-

nomen Frauenhäusern als Forscherinnen am Forschungsprozess teil (ebd.: 144f.).

Die Frauenhausmitarbeiterinnen engagieren sich für das Forschungsprojekt, da sie hoffen, durch die gemeinsame Analyse etwas zur Veränderung der für sie unbefriedigenden Situation beizutragen. Die Bewohnerinnen der Frauenhäuser partizipieren hingegen nicht als Mitforschende. Aus Sicht der Forschungsgruppe konnte dies unter den gegebenen Umständen nicht realisiert werden. Die Sicht der Bewohnerinnen ist aber in Form von Interviews in das Projekt eingeflossen. Dass die oft hochkomplexen Problemlagen der Bewohnerinnen, die zudem nur für begrenzte Zeit in einem Frauenhaus sind, den Anforderungen an partizipatives Forschen entgegenstehen, ist nachvollziehbar. Zugleich zeigt das Beispiel, dass die Möglichkeiten, strukturell bedingte Hierarchien so weit auszugleichen, dass Partizipation möglich wird, begrenzt sind. Den Bewohnerinnen das Anliegen des Projektes zu vermitteln und ihre Interessen so weit wie möglich zu berücksichtigen, ist deshalb eine weitere wichtige Aufgabe des Forschungsteams.

Partizipative Forschungsprojekte dieser Art sind sehr voraussetzungsreich. Nicht immer ist es möglich, die Problemstellung bereits mit allen Mitforschenden gemeinsam zu erarbeiten. Trotzdem kann es gelingen, tatsächliche Praxisprobleme als Forschungsfragen zu definieren. So sind in manchen Fällen die Forschenden selbst engagierte Akteur*innen im Feld und kennen die Probleme aus eigener Anschauung und dem Austausch mit anderen. Ein Beispiel dafür ist die Intersektionale Mehrebenenanalyse von Raab zu Care in konsensuell nicht-monogamen Beziehungen. Raab positioniert sich als Forscher, der selbst konsensuell nicht-monogam lebt und jahrelang Bildungsveranstaltungen und Vorträge zum Thema organisiert hat (Raab 2019: 104). Er formuliert die Forschungsfragen zum Verhältnis von Neoliberalismus und alternativen Beziehungsformen insofern als Praxisprobleme, als er das emanzipatorische Potenzial dieser Lebensweise verstehen und stärken möchte.

Ein weiterer Ansatz, um Akteur*innen aus dem Feld einzubeziehen, sind Beratungsgremien aus Menschen, die Interessen bestimmter gesellschaftlicher Gruppen vertreten und die Forscher*innen von diesem Standpunkt aus als Expert*innen beraten. Dass auch die Arbeit mit einem Beratungsgremium partizipativ angelegt sein kann, zeigt ein Projekt zum Thema Behinderung und Armut, das die kanadische Forscherin Alexis Buettgen gemeinsam mit Jason Richardson, Kristie Beckham, Kathy Richardson und Michelle Ward durchgeführt hat – einer Gruppe von Menschen mit Behinderung, die sich für Selbstbestimmung einsetzen. In einem gemeinsam verfassten Artikel legen sie dar, dass diese Form der Forschung für alle Mitwirkenden ermächtigend ist, gerade weil sie mit »power sharing« einhergeht: »[…] all members have representation and decision-making power in the research« (Buettgen et al. 2012: 605). Die Beispiele zeigen, dass Partizipation gerade in der Konzeption von Forschungsprojekten wichtig ist, damit die Beteiligten ihre Sicht auf relevante Probleme und ihre Ziele in den Prozess einbringen können.

3.3 Gemeinsame Datenerhebung und Auswertung

Der partizipative Anspruch wird auch beim Forschungsdesign, also bei der Wahl von geeigneten Erhebungsmethoden und bei der Auswahl der Interviewpartner*innen weiterverfolgt. Die Methoden müssen für alle Mitforschenden und Befragten verständlich und nachvollziehbar sein. Das stellt die Beteiligten aus der Wissenschaft vor die Aufgabe, wissenschaftliche Konzepte und Methodenkompetenz zu vermitteln.

Die Wissenschaftssprache ist für die meisten Menschen eine Hürde bei der Partizipation. Da Praxisforschungsprojekte ein gemeinsames Verständnis der Problem- und Zielstellungen voraussetzen, müssen Begriffe übersetzt werden. Forschungsgruppen entwickeln mit der Zeit ein eigenes Vokabular, um etwa über die verschiedenen Abstraktionsebenen zu sprechen, auf die sich Wissenschaft beziehen kann. An Praxisforschungsprojekten können Menschen beteiligt sein,

die bisher kaum Berührung mit Wissenschaft hatten, oder aber Menschen, die selbst einen akademischen Hintergrund haben – möglicherweise aber in einem ganz anderen Bereich. All das bringt je spezifische Herausforderungen mit sich, auf die sich Forschungsteams mit ausreichend Zeit und Kreativität einlassen müssen.

Bei der Wahl der Methoden ist es wichtig, dass die Beteiligten nachvollziehen können, inwiefern diese dabei helfen, das gemeinsame Ziel zu erreichen. Das problemzentrierte Interview, mit dem in Intersektionalen Mehrebenenanalysen oft gearbeitet wird, eignet sich diesbezüglich besonders gut als Gesprächsform. Anders als bei anderen Formen des qualitativen Interviews, wie etwa dem narrativen Interview, fließt problembezogenes Alltagswissen der Befragten stark in die Gestaltung des Interviews ein. Durch Ad-hoc-Fragen, in denen die Vorüberlegungen und Fragen des Projektteams Raum finden, kann der dialogische, prozessorientierte Charakter von Praxisforschung unterstrichen werden (vgl. Abschnitt 2.4.1).

Andere Erhebungsformen können sich, auch ergänzend zu Einzelinterviews, sehr gut für Praxisforschungsprojekte eignen, weil sie einen kreativen und gestaltenden Zugang zum Thema eröffnen. Dazu gehören z.B. Methoden der Visualisierung der eigenen Alltagswelt, wie sie Raab mit der Aufzeichnung von Beziehungsnetzwerken verwendet hat (Raab 2019: 108ff.). Auch Gruppeninterviews können gerade im Kontext von Partizipationsprojekten gut geeignet sein, wenn hierbei Menschen beteiligt sind, die im Alltag zusammenarbeiten oder anderweitig in einem Gruppenkontext gemeinsam handeln (siehe 2.5). So wurde im hessischen Projekt zur »Lebenssituation von gewaltbetroffenen Frauen mit Psychiatrieerfahrung im Frauenhaus« ein Fokusgruppeninterview mit Frauenhausmitarbeiterinnen geführt, das die zwölf problemzentrierten Interviews mit Bewohnerinnen ergänzt.

Beim schleswig-holsteinischen Forschungsprojekt zu Frauenhäusern umfasste der partizipative Ansatz bei der Datenerhebung Interviews mit Bewohnerinnen, Gruppendiskussionen mit Mitarbeiterinnen und die Beteiligung von zwei Sozialarbeiterinnen aus Frauenhäusern der betreffenden Region als Forscherinnen im Projekt

(Carstensen et al. 2018: 144). Die beiden Sozialarbeiterinnen sind von Anfang an Teil des Forschungsteams und in dieser Funktion bei der Konzeption des Projektes, der Erhebung und der Auswertung von Daten involviert. Konkret heißt das z.B., dass der Leitfaden von Schrader als hauptberuflich Forschender entworfen und dann mit den mitforschenden Frauenhausmitarbeiterinnen besprochen wurde. Diese haben den Leitfaden dann wiederum im Rahmen einer Landesarbeitsgemeinschaft mit Kolleginnen aus der Praxis diskutiert und modifiziert, bevor er zur Anwendung kam.

Im Projekt von Buettgen und ihrem Team zu Behinderung und Armut wurden Fokusgruppeninterviews durchgeführt, an denen Menschen mit Entwicklungsbeeinträchtigung teilnahmen. Dabei fungierten neben Buettgen jeweils zwei Personen aus dem Beratungsgremium als Ko-Moderator*innen. Diese unterstützten die Teilnehmenden bei der Vermittlung ihrer Anliegen: »[…] most focus group participants would look to the Committee members to help them articulate their thoughts and ideas« (Buettgen et al. 2012: 610). Außerdem haben die Berater*innen als Mitforschende mit eigenen Notizen und Beobachtungen zu den Fokusgruppeninterviews zur Datenerhebung beigetragen und ihr Wissen so in die Datenauswertung eingebracht.

Auch die Auswertung der Daten erfolgt in einem partizipativen Forschungsprojekt möglichst gemeinsam oder unter Einbezug der Mitforschenden. Die gemeinsame Auswertung ist förderlich für die Qualität der Ergebnisse, da im Team unterschiedliche Lesarten diskutiert und falsche Vorannahmen korrigiert werden können. Als Anknüpfungspunkte für den Einbezug der Interviewten in die Analyse bieten sich in der Intersektionalen Mehrebenenanalyse die Formulierung von Subjektkonstruktionen, die Bildung von Typen bzw. Gruppen, die vertiefende Analyse von sozialen Strukturen und symbolischen Repräsentationen sowie die Analyse der sozialen Positionierung und Handlungsfähigkeit an. Insbesondere die Analyse der sozialen Positionierung bzw. der Handlungsfähigkeit kann der Ausgangspunkt für die praktischen Konsequenzen sein, die aus der gemeinsamen Forschung entstehen können.

Das oben genannte partizipative Forschungsprojekt mit den Autonomen Frauenhäusern in Schleswig-Holstein arbeitet Subjektkonstruktionen gemeinsam im Forschungsteam heraus. Dieser Prozess nimmt sehr viel Zeit in Anspruch, zumal in diesem Fall das gesamte Forschungsteam einschließlich der beteiligten Wissenschaftlerinnen unentgeltlich in der Freizeit an dem Projekt arbeitet. Bei den meisten Projekten wird hier aber arbeitsteilig vorgegangen. Beruflich Forschende werten das Material aus und stellen die Auswertungsergebnisse dann im gesamten Forschungsteam zur Diskussion, um sie auf ihre Aussagekraft hin zu befragen (ebd.: 611).

Bei der Intersektionalen Mehrebenenanalyse gibt es grundsätzlich die Möglichkeit, die Subjektkonstruktionen an die Interviewten zurückzumelden (vgl. Abschnitt 2.6). Diese kommunikative Validierung stellt sicher, dass die Subjektkonstruktionen, die anschließend vertiefend analysiert werden, tatsächlich den Selbstpositionierungen der Interviewten entsprechen. Hausotter (2018: 85–88) und Raab (2019: 121–124) berichten aus ihren Forschungsprojekten, dass die Subjektkonstruktionen durch konkrete Rückmeldungen der Interviewten präzisiert und korrigiert werden konnten. Bei Raab konnte ein Interview nach diesem Schritt nicht weiterverwendet werden, da die befragte Person mit der Auswertung nicht einverstanden war. Dadurch konnte zumindest auf individueller Ebene Kontrolle über die Mitwirkung an diesem Forschungsprojekt ausgeübt werden, was im Hinblick auf die informierte Zustimmung (vgl. Abschnitt 2.3.3) durchaus positiv zu bewerten ist.

Anschließend an das Herausarbeiten von Subjektkonstruktionen geht es darum, die symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen vertiefend zu analysieren. Dabei wird der Frage nachgegangen, welche sozialen Positionierungen die Subjektkonstruktionen darstellen und welche Handlungsspielräume sich durch die intersektionalen Wechselwirkungen im Feld ergeben. Bei dem in Schleswig-Holstein angesiedelten Projekt zur Lebenssituation gewaltbetroffener Frauen mit Psychiatrieerfahrung im Frauenhaus werden hier die Beziehungen zwischen den drei Analyseebenen herausgearbeitet:

> »Es geht um eine subjektorientierte Herangehensweise, die auf der Ebene der Identität nach der subjektiven Gewalterfahrung fragt und mit Bezug auf die Repräsentationsebene herausarbeitet, welche Stigmatisierungen von psychiatrieerfahrenen Frauen sichtbar werden und auf welche Ideologien diese zurückgreifen. […] Wir möchten die subjektiven Gewalterfahrungen in Beziehung zu den Strukturen setzen, denn Gewaltverhältnisse sind klassistische, bodyistische, heteronormative und rassistische Herrschaftsverhältnisse, die sich auch im Frauenhaus widerspiegeln.« (Carstensen et al. 2018: 144)

Auf diese Weise wird die subjektive Gewalterfahrung nicht nur sichtbar gemacht und dadurch anerkannt, sondern gesellschaftlich kontextualisiert.

Für das praktische Vorgehen scheint es uns in den meisten Forschungssettings realistisch, dass die vertiefende Analyse wieder durch die beruflichen Forscher*innen erfolgt und die Ergebnisse dann in Workshops mit den Mitforschenden besprochen werden. Möglich ist es, zunächst im Rahmen einer gemeinsamen Arbeitssitzung zu bestimmen, welche Wege bei der vertiefenden Analyse eingeschlagen werden sollen. Hier geht es dann aber nicht mehr um die Validierung der Auswertung des jeweils eigenen Interviews, sondern um die Diskussion des ausgewerteten Datenmaterials im Forschungsteam. Dabei kann beispielsweise besprochen werden, welche Aspekte aus den Subjektkonstruktionen die Mitforschenden als besonders aussagekräftig oder auch überraschend wahrnehmen und ob diese Aspekte möglicherweise auch Hinweise auf erweiterte Handlungsmöglichkeiten liefern. Solche Auswertungsworkshops können nach der vertiefenden Analyse fortgesetzt werden. Worum es in den Gesprächen geht, hängt ganz vom Projekt ab. Es kann darum gehen, überhaupt die gesellschaftlichen Ursachen und Zusammenhänge von scheinbar individuellen Konflikten zu erkennen. Es kann um die Erarbeitung jeweils eigener neuer Handlungsmöglichkeiten gehen. Es kann um die Grenzen individualisierten Handelns gehen und um Ansatzpunkte für

kollektives Handeln. Es kann auch um die Erarbeitung konkreter gemeinsamer Schritte gehen.[2]

Partizipative Forschungsprojekte benötigen Ressourcen, um solche Formate durchzuführen. Wenn die Zeit und das Geld für Gruppendiskussionen und deren Auswertung fehlen, können begrenztere Formate entwickelt werden, durch die wiederum Ansätze von Partizipation in das Projekt integriert werden können. Zu diesem Zweck organisiert z.B. das hessische Forschungsprojekt zur »Lebenssituation von gewaltbetroffenen Frauen mit Psychiatrieerfahrung im Frauenhaus«, das lediglich für zwei Jahre finanziert wird, drei Veranstaltungen: einen Auftaktworkshop zu Beginn des Projektes, einen Workshop, bei dem Zwischenergebnisse mit den Partner*innen aus der Praxis diskutiert werden, und eine Abschlusstagung. Einen anderen Weg wählt Raab, der die Ergebnisse seiner vertiefenden Analyse zu Thesen zugespitzt hat, in denen Handlungsstrategien erkennbar sind, die aus seiner Sicht »besonders geeignet für die Erweiterung des emanzipatorischen Potenzials konsensueller Nichtmonogamie scheinen« (Raab 2019: 124). Diese Thesen hat er in einem Internetforum für die Interviewten zur Diskussion gestellt. Die Hälfte der Interviewten hat sich daran beteiligt und die Diskussionsergebnisse sind in der dann von Raab veröffentlichten Studie in das Kapitel zur Diskussion von Ansätzen erweiterter Handlungsfähigkeit eingeflossen.

2 Der Austausch zu den Subjektkonstruktionen und zu den Ergebnissen der vertiefenden Analyse könnte mit dem Instrument der Entwicklungsfigur aus der kritisch-psychologischen Praxisforschung erfolgen. Eine Entwicklungsfigur wird in Teams von Forschenden und Mitforschenden als Bestandteil eines Problemlösungsprozesses erarbeitet. Sie dient dazu, das eigene Handeln zu verstehen, alternative Handlungsoptionen zu entwickeln, auszuprobieren und wiederum zu analysieren (Markard 2009: 279ff.; Reimer: 2011: 23ff.).

3.4 Transfer und Transformation: Erweiterte Handlungsfähigkeit

Der Fokus der intersektionalen subjektwissenschaftlichen Praxisforschung liegt auf der Entwicklung von Handlungsperspektiven, die die eigenen und kollektiven Lebensmöglichkeiten erweitern (vgl. Abschnitt 1.4). Dem Forschungsprojekt zur »Lebenssituation von gewaltbetroffenen Frauen mit und ohne Psychiatrieerfahrung im Frauenhaus« in Schleswig-Holstein ist es mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse gelungen, »eine fundierte Basis für die politische Auseinandersetzung, aber auch die praktische Beratungsarbeit zu schaffen, die nötig ist, wenn sich Frauenhäuser für eine anti-rassistische, selbstreflektierende Praxis einsetzen und die Individualisierung von Gelingen und Scheitern solidarisch zurückweisen« (Carstensen et al. 2018: 152).

Ein wichtiger Schritt dahin waren Interviews mit Bewohner*innen mit und ohne Psychiatrieerfahrung. Diese hatten gezeigt, in welchem Maße strukturelle »Klassen-, Geschlechter-, Rassialisierungs- und Körperverhältnisse« (Schrader/Langsdorff 2014: 41) von den Interviewten normalisiert werden. So wurde etwa die beengte Situation im Frauenhaus gegenüber den vorangegangenen Gewalterfahrungen, mangelndem bezahlbarem Wohnraum und der daraus resultierenden Gefahr der Wohnungslosigkeit idealisiert. Auf der Ebene der symbolischen Repräsentationen wirken Diskurse der Eigenverantwortung und Disziplinierung, durch die die strukturelle Verankerung von Herrschaftsverhältnissen weiter unsichtbar gemacht wird. Das Forscher*innenteam schließt daraus: »Es scheint den Frauen gesellschaftlich kaum vertretbar, mehr zu fordern, beispielsweise eine therapeutisch-heilende, schutzgebende Umgebung oder ein Zimmer für sich allein« (Carstensen et al. 2018: 148). Stattdessen wird der Druck, der aufgrund der Lebenssituation im Frauenhaus entsteht, weitergegeben, indem das »störende Verhalten« mancher Bewohnerinnen mit bodyistischen und rassistischen Konstruktionen von Anderssein erklärt wird. Das Forschungsteam will die Erkenntnisse nutzen, um einen gesellschaftlichen Perspektivwechsel in Bezug auf psychiatrie-

erfahrene Frauen zu erreichen. Der angestrebte Perspektivwechsel betrifft auch die Identitätskonstruktionen der Mitarbeiter*innen im Frauenhaus und zielt auf eine Veränderung ihres Umgangs mit psychiatrieerfahrenen Bewohnerinnen ab. Die Forschenden wollen mit ihrem Projekt außerdem dazu anregen, »die strukturelle Bedeutung und die gesellschaftlichen Ursachen häuslicher Gewalt wieder deutlicher öffentlich zu thematisieren« (ebd.: 142). Denn es sind nicht die als schwierig beschriebenen Bewohner*innen, die Probleme verursachen, sondern gesellschaftlich akzeptierte Gewaltverhältnisse und mangelnde Ressourcen für ihre Bekämpfung.

Das Beispiel zeigt, dass die an einer intersektionalen Praxisforschung Beteiligten ein empirisch verankertes Wissen über Machtdynamiken, Herrschaftsverhältnisse und die Auswirkungen des kapitalistischen Systems entwickeln (Winker 2012: 25). Sie nehmen dadurch konkrete Ideen für ihren Alltag und für politisches Handeln mit, z.B. dafür, wie sich individuelles Empowerment und solidarisches kollektives Handeln miteinander verbinden lassen oder wie eigenes diskriminierendes Verhalten abgebaut werden kann.

Die Intersektionale Mehrebenenanalyse wurde von den Forscher*innen der Frauenhaus-Projekte als Analysewerkzeug gewählt, um die ganze Komplexität der Wechselwirkungen verschiedener Herrschaftsverhältnisse über drei Ebenen hinweg zu betrachten und »eine fundierte Basis für die politische Auseinandersetzung, aber auch die praktische Beratungsarbeit zu schaffen« (Carstensen et al. 2018: 152). Das Ziel der Praxisforschung ist es hier, zur Entstigmatisierung von Psychiatriebetroffenheit beizutragen, indem Frauenhäuser wieder deutlicher die ursächliche strukturelle Gewalt gegen Frauen öffentlich thematisieren und sich für eine bessere Ausstattung mit Ressourcen einsetzen, um gewaltbetroffenen Frauen ein würdevolles Leben zu ermöglichen (ebd.: 152). Veröffentlichungen und Tagungen können Wege sein, diese Ziele zu vermitteln. So sollen bei der für 2020 geplanten Abschlusstagung des hessischen Forschungsprojektes zum einen die Ergebnisse des Forschungsteams vorgestellt werden, und zum anderen sollen Bewohnerinnen von Frauenhäusern eine Plattform zur Dis-

kussion der Ergebnisse erhalten. Denn auch Bewohnerinnen haben, wie in diesem Projekt deutlich wurde, zwar wenig Ressourcen, aber eine starke politische Motivation, die Situation im Frauenhaus zu verbessern.

Die Ergebnisse der intersektionalen Praxisforschung können also auf mehreren Ebenen transformativ wirken: Zum einen verändern sie das Selbstbild der Forschenden und Mitforschenden. Aus den Ergebnissen können gemeinsam Werkzeuge erarbeitet werden, die dazu dienen, die konkrete Lebenssituation zu verbessern. Zum anderen können die Ergebnisse aber auch als Grundlage dafür dienen, politische Forderungen zu artikulieren. Auf diese Weise ist es möglich, sich gemeinsam für eine Verbesserung der gesellschaftlichen Bedingungen einzusetzen, sei es in Bezug auf Sozialpolitik, Gesetze oder die Sichtbarkeit von marginalisierten Gruppen.

3.5 Macht und Ressourcen im Wissenschaftssystem

Echte Partizipation, bei der alle Beteiligten gleichberechtigt über den Forschungsprozess und die Kommunikation der Ergebnisse entscheiden, lässt sich nicht ohne Weiteres mit einer Forschungslandschaft vereinbaren, in der Wissenschaftler*innen mit Titel und Lehrstuhl als Expert*innen Forschungsprojekte entwerfen, Forschungsmittel und Stellen einwerben und Ressourcen und Zeitbudgets kontrollieren (vgl. Russo 2012). Wer Praxisforschung in den hegemonialen Rahmenbedingungen betreiben möchte, kann an vielen Stellen in Konflikte geraten.

Praxisforschung ist ein offener Prozess. Mitforschende müssen den Verlauf der Forschung, soweit es geht, auf Augenhöhe mitgestalten können. Dort, wo Machtgefälle bestehen bleiben, müssen sie offen besprochen und reflektiert werden. Es gibt allerdings keine Finanzierungsformate, die Partizipation in einem dafür notwendigen Maß ermöglichen. Enge Projektlaufzeiten und Budgets, die zudem ein hohes Maß an vorausgreifender Projektplanung voraussetzen, er-

schweren kollektives Arbeiten. Bei Qualifikationsarbeiten, mit denen eine Person einen akademischen Titel anstrebt, sind die Möglichkeiten kollektiven Arbeitens ohnehin sehr begrenzt. Oft erleben partizipative Projektteams auch, dass die ›Lai*innen‹ außerhalb des Forschungszusammenhangs nicht als Expert*innen anerkannt werden und es viel solidarische Beharrlichkeit braucht, damit Mitforschende als wissenschaftliche Sprecher*innen oder Autor*innen akzeptiert werden.

Trotzdem lässt sich, wie wir im Hinblick auf das empirische Vorgehen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse erörtert haben, auch schon dadurch, dass einzelne Elemente der Praxisforschung im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten umgesetzt werden, ein hohes Maß an Partizipation erreichen. Ein pragmatischer Umgang mit den Gegebenheiten sollte aber durch die wissenschaftspolitische Forderung ergänzt werden, partizipative Projekte grundlegend zu ermöglichen. Das betrifft ganz konkret die Finanzierung von Forschung hinsichtlich der Projektzeiträume und der finanziellen Ressourcen, die für das Mitwirken der Mitforschenden eingeplant werden können. Es betrifft aber auch das Selbstverständnis von Wissenschaftler*innen: Ein demokratisiertes Wissenschaftssystem wird Alternativen zum Idealbild der legitimen Expert*innen mit privilegierter öffentlicher Stimme zulassen müssen, in deren beruflicher Laufbahn Projekte dazu dienen, akademische Titel zu erlangen, Publikationslisten zu erweitern und Drittmittel einzuwerben.

Es wäre wenig gewonnen, wenn der transformative Anspruch von Intersektionalität in Bezug auf das Wissenschaftssystem selbst nur durch Praxisforschung realisiert würde. Rassismen, Heteronormativismen, Klassismen und Bodyismen produzieren auch in der Wissenschaft selbst vielfältige Ausschlüsse, so dass bis heute überwiegend Menschen mit privilegierten sozialen Hintergründen die Machtpositionen der Hochschulen und Forschungseinrichtungen besetzen. Praxisforschung soll der Wissenschaft nicht einen Zugang zu marginalisierten Menschen verschaffen, sondern dazu dienen, dass Menschen aus anderen Praxisfeldern gemeinsam mit Wissenschaftler*innen zu Erkenntnissen kommen. Die Forderung, grundlegend

auch die Machtverhältnisse im Wissenschaftssystem zu verändern, wie sie etwa die Behindertenbewegung mit »Nicht über uns ohne uns« (Hermes/Rohrmann 2006) auf den Punkt bringt, bleibt davon unberührt.

Praxisforschung kann und darf eine notwendige Öffnung des Wissenschaftssystems für gesellschaftlich marginalisierte Menschen nicht ersetzen. Sie kann aber ein Weg sein, Macht und Ressourcen abzugeben. Konkret kann das etwa heißen, dass sich soziale Bewegungen mit den Ressourcen des Wissenschaftssystems Wissen erarbeiten, welches sie in ihrer politischen Praxis weiterbringt, oder dass Menschen die Wissenschaft als Sprachrohr nutzen, um sozial- oder rechtspolitische Forderungen zu stellen. Die Voraussetzung dafür, Macht zu teilen, ist, dass die Praxisforschung es den Mitforschenden ermöglicht, sich die vielfältigen Ressourcen des Wissenschaftssystems anzueignen. Das Wissen um Theorien und Methoden intersektionaler Sozialforschung gehört hier dazu.

Literatur

Amirpur, Donja (2016): Migrationsbedingt behindert? Familien im Hilfesystem: Eine intersektionale Perspektive, Bielefeld: transcript.

Andresen, Sünne (2005): Zukunft der Arbeit und kooperative Forschung. GendA. Netzwerk feministische Arbeitsforschung Discussion Papers 16, Marburg, https://www.uni-marburg.de/fb03/genda/vergangenes/netzwerk/dispaps/dispaps/dispap_16-2005.pdf vom 17.11.2019.

Anthias, Floya (2012): »Intersectional what? Social divisions, Intersectionality and Levels of Analysis«, in: Ethnicities 13, S. 3–19. DOI: 10.1177/1468796812463547.

Arndt, Susan (2011): »Rassismus«, in: Susan Arndt/Nadja Ofuatey-Alazard (Hg.), Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv der deutschen Sprache, Münster: Unrast, S. 37–43.

Baron, Christian (2014): »Klasse und Klassismus. Eine kritische Bestandsaufnahme«, in: PROKLA Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 44(2), S. 225–235. DOI: 10.32387/prokla.v44i175.172.

Bergold, Jarg/Thomas, Stefan (2010): »Partizipative Forschung«, in: Günter Mey/Katja Mruck (Hg.), Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 333-344. DOI: 10.1007/978-3-531-92052-8_23.

Bohrer, Ashley J. (2019): Marxism and Intersectionality. Race, Gender, Class and Sexuality Under Contemporary Capitalism, Bielefeld: transcript.

Bourdieu, Pierre (1979): Entwurf einer Theorie der Praxis, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Buettgen, Alexis et al. (2012): »We Did It Together: A Participatory Action Research Study on Poverty and Disability«, in: Disability & Society 27, S. 603–616. DOI: 10.1080/09687599.2012.669106.

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Carastathis, Anna (2016): Intersectionality. Origins, Contestations, Horizons, Lincoln, London: University of Nebraska Press.

Carby, Hazel V. (1982): »White Women Listen! Black Feminism and the Boundaries of Sisterhood«, in: Centre for Contemporary Cultural Studies (Hg.), The Empire Strikes Back. Race and Racism in 70s Britain, London: Hutchinson, S. 212–235.

Carstensen, Melinda et al. (2018): »Intersektionalität. Ein Denkanstoß für eine kategoriesensible Frauenhausarbeit«, in: Gaby Lenz/Anne Weiss (Hg.), Professionalität in der Frauenhausarbeit. Aktuelle Entwicklungen und Diskurse, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 135–155. DOI: 10.1007/978-3-658-20295-8_10.

Carstensen, Tanja/Winker, Gabriele/Ballenthien, Jana (2014): »Arbeitsalltag im Internet. Umgang mit mehrdimensionalen Entgrenzungen«, in: Tanja Carstensen et al. (Hg.), Digitale Subjekte. Praktiken der Subjektivierung im Medienumbruch der Gegenwart, Bielefeld: transcript, S. 29–80.

Center for Intersectional Justice (2019): Intersektionalität in Deutschland. Chancen, Lücken und Herausforderungen, Berlin, https://www.intersectionaljustice.org/uploads/2019.09.18._cij-dezim_bericht-intersektionalita%CC%88t-deutschland.pdf vom 17.11.2019.

Collins, Patricia H. (1990): Black Feminist Thought. Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment, New York/London: Routledge.

Collins, Patricia H./Bilge, Sirma (2016): Intersectionality, Cambridge, UK/Malden, MA: Polity Press.

Combahee River Collective (1982): »A Black Feminist Statement«, in: Gloria T. Hull/Patricia B. Scott/Barbara Smith (Hg.), All the Wom-

en Are White, All the Blacks Are Men, But Some of Us Are Brave. Black Women's Studies, Old Westbury/New York: The Feminist Press, S. 13–22.

Crenshaw, Kimberlé (1989): »Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine«, in: The University of Chicago Legal Forum 140, S. 139–167.

Crenshaw, Kimberlé (1991): »Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence Against Women of Color«, in: Martha Albertson Fineman/Rixanne Mykitiuk (Hg.), The Public Nature of Private Violence, New York: Routledge, S. 93–118.

Davis, Kathy (2008): »Intersectionality as Buzzword. A Sociology of Science Perspective on what makes a Feminist Theory Successful«, in: Feminist Theory 9, S. 67–85. DOI: 10.1177/1464700108086364.

Degele, Nina (2013): Fußball verbindet – durch Ausgrenzung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Degele, Nina (2019): »Intersektionalität: Perspektiven der Geschlechterforschung«, in: Beate Kortendiek/Birgit Riegraf/Katja Sabisch (Hg.), Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Wiesbaden: Springer VS, S. 341–348. DOI: 10.1007/978-3-658-12500-4_32-1.

Degele, Nina/Kesselhut, Kristina/Schneickert, Christian (2019): »Sehen und Sprechen. Zum Einsatz von Bildern bei Gruppendiskussionen«, in: ZQF – Zeitschrift für Qualitative Forschung 10(2), S. 363–379. URN: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-336927.

Degele, Nina/Winker, Gabriele (2008): »Praxeologisch differenzieren. Ein Beitrag zur intersektionalen Gesellschaftsanalyse«, in: Cornelia Klinger/Gudrun-Axeli Knapp (Hg.) ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 194–209.

Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS)/Berufsverband Deutscher Soziologinnen und Soziologen (BDS) (2017): Ethik-Kodex, https://bds-soz.de/BDS/fachgruppen/ethik/Ethik-Kodex_(2017-06-10).pdf vom 17.11.2019.

Diaz-Bone, Rainer (1997): Ego-zentrierte Netzwerkanalyse und familiale Beziehungssysteme, Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.

Dierckx, Heike/Wagner, Dominik/Jakob, Silke (Hg.) (2018): Intersektionalität und Biografie, Opladen u.a.: Verlag Barbara Budrich.

Foucault, Michel (1983): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1994): »Das Subjekt und die Macht«, in: Hubert L. Dreyfus/Paul Rabinow (Hg.), Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Weinheim: Beltz Athenäum, S. 243–264.

Friedrichs, Julia (2015): Wir Erben. Was Geld mit Menschen macht, Berlin: Berlin Verlag.

Ganz, Kathrin (2018): Die Netzbewegung. Subjektpositionen im politischen Diskurs der digitalen Gesellschaft, Opladen u.a.: Verlag Barbara Budrich. DOI: 10.3224/84742139.

Ganz, Kathrin/Hausotter, Jette (2019): »Intersektionalität – Profilierung einer Forschungsperspektive zur Analyse von Diskriminierung und sozialer Ungleichheit«, in: Soziologische Revue 42, S. 389–404. DOI: 10.1515/srsr-2019-0049.

Gebel, Tobias et al. (2015): »Verboten ist, was nicht ausdrücklich erlaubt ist. Datenschutz in qualitativen Interviews«, in: Forum: Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 16, 40 Absätze. DOI: 10.17169/fqs-16.2.2266.

Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1979): Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie. Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung, in: Christel Hopf/Elmar Weingarten (Hg.), Qualitative Sozialforschung, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 91–111.

Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung, Bern: Huber.

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2011): »Intersektionalität oder: Wie nicht über Rassismus sprechen?«, in: Sabine Hess/Nikola Langreiter/Elisabeth Timm (Hg.), Intersektionalität revisited. Empirische,

theoretische und methodische Erkundungen, Bielefeld: transcript, S. 77–100.

Hall, Stuart (1994): »›Rasse‹, Artikulation und Gesellschaften mit struktureller Dominante«, in: ders., Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2, Hamburg: Argument, S. 89–136.

Hall, Stuart (2004): »Wer braucht ›Identität‹?«, in: ders., Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4, Hamburg: Argument, S. 167–187.

Hall, Stuart (2014): »Der strittige Staat«, in: ders., Populismus, Hegemonie, Globalisierung. Ausgewählte Schriften 5, Hamburg: Argument, S. 11–42.

Haraway, Donna (1995): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, Frankfurt a.M./New York: Campus.

Harding, Sandra (1990): Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht, Hamburg: Argument.

Hausen, Karin (1976): »Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ – eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«, in: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart: Klett, S. 363–393.

Hausotter, Jette (2018): Prekäre Privilegien. Wie Ingenieur_innen ihren Alltag gestalten, Hamburg. DOI: 10.15480/882.1699.

Helfferich, Cornelia (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. DOI: 10.1007/978-3-531-92076-4.

Hermes, Gisela/Rohrmann, Eckhard (2006): »Nichts über uns – ohne uns!« Disability Studies als neuer Ansatz emanzipatorischer und interdisziplinärer Forschung über Behinderung, Neu-Ulm: AG SPAK-Bücher.

Hess, Sabine/Langreiter, Nikola/Timm, Elisabeth (Hg.) (2011): Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen, Bielefeld: transcript.

Holzkamp, Klaus (1983): Grundlegung der Psychologie, Frankfurt a.M./New York: Campus.

Holzkamp, Klaus (1996): »Weltbezug der Psychologie: Vermittlungsebenen zwischen Sozialstruktur und alltäglicher Lebensführung«, in: Forum Kritische Psychologie 36, S. 37–112.

Hügel, Ika et al. (Hg.) (1999): Entfernte Verbindungen. Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung, Berlin: Orlanda Frauenverlag.

Hull, Gloria T./Scott, Patricia B./Smith, Barbara (Hg.) (1982): All the Women Are White, All the Blacks Are Men, But Some of Us Are Brave. Black Women's Studies, Old Westbury/New York: The Feminist Press.

Jacob, Jutta/Köbsell, Swantje/Wollrad, Eske (Hg.) (2010): Gendering Disability. Intersektionale Perspektiven von Behinderung und Geschlecht, Bielefeld: transcript.

Kallenberg, Vera/Meyer, Jennifer/Müller, Johanna M. (Hg.) (2013): Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. DOI: 10.1007/978-3-531-93168-5.

Kelle, Udo/Kluge, Susann (2010): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. DOI: 10.1007/978-3-531-92366-6.

Kelly, Natasha A. (2019): Schwarzer Feminismus. Grundlagentexte, Münster: Unrast.

Kemper, Andreas (2010): »Intersektionalität: Interview mit Gabriele Winker und Nina Degele«, in: The Dishwasher 2, S. 7–10.

Kemper, Andreas (2014): »Klassismus: Theorie-Missverständnisse als Folge fehlender anti-klassistischer Selbstorganisation? Replik zu Christian Baron: Klasse und Klassismus, PROKLA 175«, in: PROKLA. Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft 44(3), 425-429. DOI: 10.32387/prokla.v44i176.165.

Kilomba, Grada (2010): Planetation Memories. Epiosodes of Everyday Racism, Münster: Unrast.

King, Deborah K. (1988): »Multiple Jeopardy, Multiple Consciousness. The Context of a Black Feminist Ideology«, in: Signs 14, S. 42–72.

Kleemann, Frank/Krähnke, Uwe/Matuschek, Ingo (2009): Interpretative Sozialforschung. Eine praxisorientierte Einführung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. DOI: 10.1007/978-3-531-93448-8.

Klinger, Cornelia (2003): »Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht«, in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hg.), Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik Bd. 2, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 15–48.

Knapp, Gudrun-Axeli/Klinger, Cornelia/Sauer, Birgit (Hg.) (2007): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität, Frankfurt a.M./New York: Campus.

Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.) (2003): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik Bd. 2, Münster: Westfälisches Dampfboot.

Kotevska, Biljana (2016): The Art of Survival. Intersectionality in Social Protection in Macedonia and Bosnia and Herzegovina. Collection of Working Papers, Skopje, http://epi.org.mk/docs/[EN]The_Art_of_Survival[DTP].pdf vom 17.11.2019.

Kreckel, Reinhard (2004): Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit, Frankfurt a.M./New York: Campus.

Kubisch, Sonja (2012): »Differenzsensible Forschung in der sozialen Arbeit. Intersektionalität nach rekonstruktivem Verständnis«, in: Herbert Effinger et al. (Hg.), Diversität und Soziale Ungleichheit. Analytische Zugänge und professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit, Opladen u.a.: Verlag Barbara Budrich, S. 97–108.

Künkel, Jenny/Schrader, Kathrin (Hg.) (2019): Sexarbeit. Feministische Perspektiven, Münster: Unrast Verlag.

Lamnek, Siegfried (2010): Qualitative Sozialforschung, Weinheim: Beltz.

Langsdorff, Nicole von (2012): »Intersektionalitätsanalytischer Ansatz im Kontext von Jugendhilfe«, in: Widersprüche 32, S. 69–88, URN: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-449283.

Lennox, Sara (1995): »Geteilter Feminismus: der Umgang mit Differenzen unter Frauen in Deutschland und den USA«, in: Freibur-

ger FrauenStudien 1, S. 133–149, URN: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-312335.

Link, Jürgen (2006): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Lugones, María (1994): »Purity, Impurity, and Separation«, in: Signs 19, S. 458–479.

Lutz, Helma/Herrera Vivar, María T./Supik, Linda (Hg.) (2013): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. DOI: 10.1007/978-3-531-19550-6.

Lykke, Nina (2012): Feminist Studies. A Guide to Intersectional Theory, Methodology and Writing, London, New York: Routledge.

Marchart, Oliver (2010): Die politische Differenz, Berlin: Suhrkamp.

Markard, Morus (2000): »Kritische Psychologie: Methodik vom Standpunkt des Subjekts«, in: Forum: Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 1, 31 Absätze. DOI: 10.17169/fqs-1.2.1088.

Markard, Morus (2009): Einführung in die Kritische Psychologie, Hamburg: Argument.

Markard, Morus (2010): »Kritische Psychologie. Forschung vom Standpunkt des Subjekts«, in: Günter Mey/Katja Mruck (Hg.), Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 166–181. DOI: 10.1007/978-3-531-92052-8_11.

Markard, Morus (2017): »Standpunkt des Subjekts und Gesellschaftskritik. Zur Perspektive subjektwissenschaftlicher Forschung«, in: Denise Heseler et al. (Hg.), Perspektiven kritischer Psychologie und qualitativer Forschung. Zur Unberechenbarkeit des Subjekts, Wiesbaden: Springer, S. 227–244. DOI: 10.1007/978-3-658-14020-5_11.

Mauer, Heike (2018): Intersektionalität und Gouvernementalität, Opladen u.a.: Verlag Barbara Budrich. DOI: 10.3224/84742113.

May, Michael (2012): »Das Paradigma von Intersektionalität und das Erbe eines kritisch-reproduktionstheoretisch orientierten Forschens in der Tradition von Marx«, in: Widersprüche 32, S. 29–49.

McCall, Leslie (2005): »The Complexity of Intersectionality«, in: Signs 30, S. 1771–1800. DOI: 10.1086/426800.

Meretz, Stefan (2017): »Kritische Psychologie. Kategoriale Grundlagen marxistischer Subjektwissenschaft«, in: Denise Heseler et al. (Hg.), Perspektiven kritischer Psychologie und qualitativer Forschung. Zur Unberechenbarkeit des Subjekts, Wiesbaden: Springer, S. 79–102. DOI: 10.1007/978-3-658-14020-5_5.

Meyer, Katrin (2017): Theorien der Intersektionalität zur Einführung, Hamburg: Junius.

Möser, Cornelia (2013): »Was die Intersektionalitätsdiskussion aus den feministischen Gender-Debatten in Frankreich und Deutschland lernen kann«, in: Vera Kallenberg/Jennifer Meyer/Johanna M. Müller (Hg.), Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen, Wiesbaden: Springer VS, S. 39–58. DOI: 10.1007/978-3-531-93168-5_2.

Narimani, Petra (2014): »Zustimmung als Prozess: Informiertes Einverständnis in der Praxisforschung mit von Ausweisung bedrohten Drogenabhängigen«, in: Hella v. Unger/Petra Narimani/Rosaline M'Bayo (Hg.), Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen, Wiesbaden: Springer VS, S. 41–58. DOI: 10.1007/978-3-658-04289-9_3.

Nonhoff, Martin/Gronau, Jennifer (2012): »Die Freiheit des Subjekts im Diskurs. Anmerkungen zu einem Verhältnis der Gleichursprünglichkeit«, in: Reiner Keller/Werner Schneider/Willy Viehöver (Hg.), Diskurs, Macht und Subjekt. Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 109–130. DOI: 10.1007/978-3-531-93108-1_6.

Nowak, Iris/Hausotter, Jette/Winker, Gabriele (2012): Handlungsfähigkeit in entgrenzten Verhältnissen. Subjektkonstruktionen von Beschäftigten in Industrie und Altenpflege, Hamburg. DOI: 10.15480/882.1043.

Oguntoye, Katharina/Lorde, Audre (1986): Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte, Berlin: Orlanda-Frauenverlag.

Paulus, Stefan (2012): Das Geschlechterregime. Eine intersektionale Dispositivanalyse von Work-Life-Balance-Maßnahmen, Bielefeld: transcript.

Philipp, Simone et al. (Hg.) (2014): Intersektionelle Benachteiligung und Diskriminierung. Soziale Realitäten und Rechtspraxis, Baden-Baden: Nomos Verlag.

Piesche, Peggy (Hg.) (2012): Euer Schweigen schützt euch nicht. Audre Lorde und die Schwarze Frauenbewegung in Deutschland, Berlin: Orlanda Frauenverlag.

Purtschert, Patricia/Meyer, Katrin (2010): »Die Macht der Kategorien. Kritische Überlegungen zur Intersektionalität«, in: Feministische Studien 28, S. 130–142. DOI: 10.1515/fs-2010-0113.

Raab, Michael (2019): Care in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken. Sorgende Netze jenseits der Norm, Opladen u.a.: Budrich Unipress.

Reichertz, Jo (2016): Qualitative und interpretative Sozialforschung. Eine Einladung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. DOI: 10.1007/978-3-658-13462-4.

Reimer, Katrin (2011): Kritische politische Bildung gegen Rechtsextremismus und die Bedeutung unterschiedlicher Konzepte zu Rassismus und Diversity. Ein subjektwissenschaftlicher Orientierungsversuch in Theorie- und Praxiswidersprüchen, Dissertation, Freie Universität Berlin, Berlin. DOI: 10.17169/refubium-10851.

Reitinger, Elisabeth et al. (2018): »Mit Menschen mit Demenz forschen. Ethische Reflexionen einer qualitativen Forschungspraxis zur Mobilität im öffentlichen Raum«, in: Forum: Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 19, 52 Absätze. DOI: 10.17169/fqs-19.3.3152.

Russo, Jasna (2012): »Survivor-Controlled Research: A New Foundation for Thinking about Psychiatry and Mental Health«, in: Forum Qual-

itative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 13, 95 Absätze. URN: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs120187.

Schrader, Kathrin (2012): »Intersektionale Perspektiven in der Sozialen Arbeit. Ein produktiver Forschungsansatz in der Arbeit mit Drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen«, in: Widersprüche 32, S. 51–67. URN: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-449296.

Schrader, Kathrin (2013): Drogenprostitution. Eine intersektionale Betrachtung zur Handlungsfähigkeit drogengebrauchender Sexarbeiterinnen, Berlin/Bielefeld: transcript.

Schrader, Kathrin/Langsdorff, Nicole von (2014): Im Dickicht der Intersektionalität, Münster: Unrast.

Schütze, Fritz (1983): »Biographieforschung und narratives Interview«, in: Neue Praxis 3, S. 283–293.

Schwarz, Norbert (2017): »Der Wert der unbezahlten Arbeit. Das Satellitensystem Haushaltsproduktion«, in: Statistisches Bundesamt (Hg.), Wie die Zeit vergeht. Analysen zur Zeitverwendung in Deutschland. Beiträge zur Ergebniskonferenz der Zeitverwendungserhebung 2012/2013 am 5./6. Oktober 2016 in Wiesbaden, Wiesbaden: Statistisches Bundesamt, S. 245–256.

Smykalla, Sandra/Vinz, Dagmar (2011): »Intersektionalität zwischen Gender und Diversity«, in: dies. (Hg.), Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 7–16.

Soiland, Tove (2008): »Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. Intersectionality oder Vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie«, in: querelles-net 26. URN: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0114-qn093384.

Spivak, Gayatri C. (2012): Outside in the Teaching Machine, Hoboken: Taylor and Francis.

Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet M. (1996): Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung, Weinheim: Beltz.

Susemichel, Lea/Kastner, Jens (2018): Identitätspolitiken. Konzepte und Kritiken in Geschichte und Gegenwart der Linken, Münster: Unrast.

Walgenbach, Katharina (2014): Heterogenität – Intersektionalität – Diversity in der Erziehungswissenschaft, Opladen/Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Walgenbach, Katharina et al. (Hg.) (2007): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität, Opladen/Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Winker, Gabriele (2012): »Intersektionalität als Gesellschaftskritik«, in: Widersprüche 32, S. 13–26. URN: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-449239.

Winker, Gabriele (2015): Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft, Bielefeld: transcript.

Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten, Bielefeld: transcript.

Winker, Gabriele/Degele, Nina (2011): »Intersectionality as Multi-Level-Analysis: Dealing with Social Inequality«, in: European Journal of Women's Studies 18, S. 51–66. DOI: 10.1177/1350506810386084.

Witzel, Andreas (2000): »Das problemzentrierte Interview«, in: Forum: Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 1, 25 Absätze. URN: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228.

Zander, Michael (2017): »Was ist problematisch an Intersektionalität?«, in: Psychologie & Gesellschaftskritik 41, S. 47–65.

Zapata Galindo, Martha (2013): »Intersektionalität und Gender Studies in Lateinamerika«, in: QJB – Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung 16, 68 Absätze, DOI: 10.15461/7.

Abbildungen

Abbildung 1: Die Auswertungsschritte der Intersektionalen Mehrebenenanalyse, S. 50.

Tabellen

Tabelle 1: Arbeiten mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse in unterschiedlichen Forschungssettings, S. 55.
Tabelle 2: Beispiele für symbolische Repräsentationen, S. 86.
Tabelle 3: Subjektkonstruktionen herausarbeiten, S. 94.

Soziologie



Naika Foroutan
Die postmigrantische Gesellschaft
Ein Versprechen der pluralen Demokratie

2019, 280 S., kart., 18 SW-Abbildungen
19,99 € (DE), 978-3-8376-4263-6
E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4263-0
EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4263-6



Maria Björkman (Hg.)
Der Mann und die Prostata
Kulturelle, medizinische und gesellschaftliche Perspektiven

2019, 162 S., kart., 10 SW-Abbildungen
19,99 € (DE), 978-3-8376-4866-9
E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4866-3

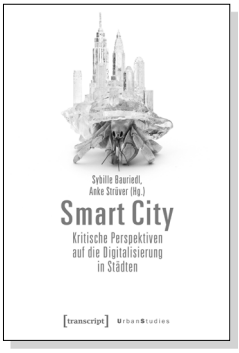


Franz Schultheis
Unternehmen Bourdieu
Ein Erfahrungsbericht

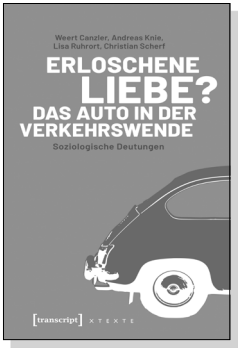
2019, 106 S., kart.
14,99 € (DE), 978-3-8376-4786-0
E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4786-4
EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4786-0

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.transcript-verlag.de

Soziologie



Sybille Bauriedl, Anke Strüver (Hg.)
Smart City – Kritische Perspektiven auf die Digitalisierung in Städten
2018, 364 S., kart.
29,99 € (DE), 978-3-8376-4336-7
E-Book: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4336-1
EPUB: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4336-7



Weert Canzler, Andreas Knie, Lisa Ruhrort, Christian Scherf
Erloschene Liebe?
Das Auto in der Verkehrswende
Soziologische Deutungen

2018, 174 S., kart.
19,99 € (DE), 978-3-8376-4568-2
E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4568-6
EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4568-2



Juliane Karakayali, Bernd Kasparek (Hg.)
movements.
Journal for Critical Migration and Border Regime Studies
Jg. 4, Heft 2/2018

2019, 246 S., kart.
24,99 € (DE), 978-3-8376-4474-6

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.transcript-verlag.de